1,70 DM / Band 3
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Cthulhu lebt!

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Band 3

Cthulhu lebt!

Necron erwachte.

Seine Lider hoben sich, aber der Blick der dunklen, fast pupillenlosen Augen dahinter blieb leer. Es dauerte lange, bis sich seine Brust in einem ersten, mühsamen Atemzug hob. Während der letzten Tage hatte er nicht geatmet. Sein Herz hatte nicht geschlagen, und seine Haut war so kalt gewesen wie der Fels, auf dem er lag. Jeder Arzt hätte seinen Tod festgestellt. Und doch – er lebte!

Seine Gedanken fanden nur allmählich in die Wirklichkeit zurück. Die

Hände rührten sich, fahrig und unsicher. Es waren schmale, sehnige Hände, ausgemergelt vom Alter und mit pergamentener, trockener Haut, aber trotzdem noch voller Kraft. Die langen Fingernägel fuhren scharrend über den Stein und fanden Halt. Dann stemmten die Hände den Körper hoch, und nach einer weiteren, sekundenlangen Pause, die er brauchte, um neue Kräfte zu sammeln, setzte sich Necron vollends auf und sah sich um.

Der Raum hatte die exakte geometrische Form eines Würfels. Wände, Decke und Boden bestanden aus Stein, in dem noch die Spuren der primitiven Werkzeuge sichtbar waren, mit denen der Raum vor Urzeiten aus dem Fels gemeißelt worden war. Es hatte zwei Menschenalter gedauert und zehn Dutzend Menschenleben gefordert, dem Berg diese Kaverne abzuringen. Der Raum hatte Blut und Leid und Tränen gesehen, aber nichts davon war geblieben; die Wände waren kalt und hart und bar jeden Lebens, und etwas Dunkles, Böses schien ihm zu entströmen wie ein finsterer Atem.

Das Licht der einzelnen, blakenden Fackeln warf zuckende Reflexe und dunkle Schatten gegen die Wände, und von irgendwo, weit entfernt, kam das monotone Geräusch von tropfendem Wasser. Trotzdem war es still in der Kammer.

Still wie in einem gewaltigen steinernen Grab.

Necrons Blick blieb an einem hölzernen Gestell vor der gegenüberliegenden Wand hängen. Auf der tischähnlichen Platte flackerte eine tiefschwarze, armdicke Kerze, daneben waren die heruntergebrannten Stummel von fünf weiteren Kerzen zu erkennen. Zerschmolzenes Wachs war über die schräge Platte gelaufen und zu Boden getropft.

Necron runzelte einen Moment nachdenklich die Stirn. Fünf Kerzen – das bedeutete, daß fünf Tage vergangen waren, seit er sich auf dem steinernen Tisch ausgestreckt hatte und in Trance verfallen war.

Viel mehr, als er geglaubt hatte. Ihm war es vorgekommen, als wären nur Augenblicke vergangen. Nicht mehr als ein rasches Schließen und Öffnen der Augen. Er erinnerte sich nicht einmal, eingeschlafen zu sein.

Aber die Kräfte, derer er sich bediente, waren unergründlich. Nicht einmal er wußte vorher zu sagen, ob er fünf Minuten oder Wochen oder Monate ins Reich der Schatten eintreten würde. Oder gar für…

Er vertrieb den Gedanken schnell, stand auf und wandte sich zum

Ausgang. Es gab keine Tür, sondern nur eine halbhohe Öffnung in der Felswand, hinter der sich ein dunkler Gang erstreckte.

Das Licht der Kerzen reichte nicht bis in den Gang hinein, sondern schien dicht hinter seinem Eingang absorbiert zu werden, als gäbe es dort einen unsichtbaren Vorhang, aber die Schatten teilten sich vor Necron, als er gebückt durch die niedrige Öffnung trat und den Stollen hinabging.

Kälte umfing ihn wie ein Hauch aus einer anderen, verbotenen Welt, und die Schatten schienen sich zu verdichten und seinen Körper zu umkreisen, wie kleine, aufmerksame Wächter, die in ihrer Ruhe gestört wurden.

Die Schatten wogten stärker, und plötzlich glaubte Necron Lichter zwischen ihnen aufblitzen zu sehen; boshaft-grüne Lichter, die nicht von dieser Welt stammten. Ein Schwall eisiger, lähmender Kälte ergriff ihn. Er schauderte, fuhr herum – und erstarrte.

Der Gang war verschwunden. Hinter ihm dehnte sich plötzlich eine endlose, vom grünen Licht beschienene Ebene!

Necron unterdrückte im letzten Moment einen Schrei. Das war es gewesen, was er gespürt hatte, als er den Schritt in die Wirklichkeit zurück tat!

Er war nicht allein gekommen. Er hatte das Tor benutzt, und mit ihm waren Wesen aus der anderen, fremden Welt hinübergekommen, Wesen, die nur für den einen Zweck lebten – um zu töten!

Necron krümmte sich, als einer der Schatten plötzlich zu einem schwarzen, glitzernden Etwas gerann, groß und häßlich und wie ein Haufen feuchtschwarzer, sich windender Schlangen oder Würmer. Ein dünner, mit Stacheln besetzter Tentakel peitschte auf ihn zu und wickelte sich wie eine Peitschenschnur um seinen Hals.

Necrons Schrei wurde zu einem erstickten Keuchen. Blut lief über sein Gewand, und mit einem Male spürte er einen grausamen, nie gekannten Schmerz, der wie flammende Lava durch seine Adern pulsierte.

Verzweifelt packte Necron den Tentakel und versuchte ihn herunterzureißen, erreichte damit aber nur, daß sich die tödliche Schlinge noch weiter zusammenzog. Sein Herz raste.

Er bekam keine Luft mehr, und vor seinen Augen begannen bunte,

farbige Kreise zu flimmern. Das Ungeheuer und die endlose Ebene begannen sich vor seinem Blick aufzulösen.

Und dann war es vorbei.

Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, verging die Vision, und um ihn herum waren wieder die massiven Wände des Ganges. Necron keuchte, fiel kraftlos gegen den rauhen Fels und schlug mit einem würgenden Laut die Hände gegen den Hals. Unter seinen Fingern war warmes Blut, und er spürte die winzigen, tiefen Wunden, die der Schlangenarm des Ungeheuers in seine Haut gerissen hatte.

Aber warum lebte er noch?

Weil ich dich noch brauche, du Narr.

Necron fuhr wie unter einem Peitschenhieb zusammen, richtete sich auf und sah sich wild um. Aber er war allein. Erst nach Sekunden begriff er, daß die Stimme – war es überhaupt eine Stimme? – direkt in seinen Gedanken erscholl, ein ungeheuer machtvoller, dröhnender Klang, der Necron erschauern ließ wie das Zürnen eines finsteren Gottes.

»Wer… wer bist du?« fragte er zitternd.

Weißt du es wirklich nicht? antwortete die gedankliche Stimme.

Necron schwieg einen Moment. Wieder glaubte er eine Bewegung in den Schatten vor sich wahrzunehmen. Dann nickte er. »Doch. Ich… glaube.«

Dann ist es gut, antwortete der Unsichtbare. Du hast die Macht, die dir gegeben wurde, mißbraucht, Necron. Ich müßte dich dafür bestrafen. Doch dein Ziel ist auch das meine.

»Was… was soll ich tun?« flüsterte Necron.

Was du ohnehin vorhattest, erwiderte die Stimme des GROSSEN ALTEN in seinen Gedanken. Doch du wirst es in unserem Sinne tun. Ich kam nur, um dich zu warnen. Versuche nicht, persönliche Vorteile aus Dingen zu ziehen, die zu wichtig sind, als daß du sie begreifen könntest.

»Ich… werde gehorchen, Herr«, antwortete Necron demütig.

Aber der Unsichtbare war schon nicht mehr da. Necron schauderte. Es

war lange her, daß er einem GROSSEN ALTEN selbst gegenübergestanden hatte. Er hatte vergessen, wie mächtig diese Wesen jenseits von Raum und Zeit wirklich waren.

Er blieb stehen, bis sich das Zittern seiner Hände beruhigt hatte, dann wischte er sich das Blut vom Hals, wandte sieh um und ging mit raschen Schritten weiter. Der Lichtschein am Ende des Stollens gewann an Leuchtkraft und Wärme. Es war, als trete er nun auch körperlich aus dem Reich des Todes und der Schatten wieder hinaus in die Welt der Lebenden.

Die beiden Posten rechts und links des Durchganges strafften sich, als der Alte gebückt auf den Korridor hinaustrat.

Die Züge der beiden Männer waren nicht zu erkennen. Ein Streifen des dunklen Tuches, das in der Art eines Turbans um ihre Köpfe geschlungen war, verhüllte auch ihre Gesichter. Trotzdem gewahrte der Alte den Schrecken in ihren Augen, als sie das Blut auf seinem Hals sahen. Aber keiner von beiden gab auch nur einen Laut von sich.

Die beiden Männer gehörten zu den wenigen Privilegierten, denen der Zugang zum innersten Bereich der Drachenfestung gestattet war. Sie dienten ihm seit Jahren treu und ergeben; wie alle seine Anhänger hätten sie mit Freude ihr Leben für ihn gegeben.

»Kommt mit«, sagte Necron. Seine Stimme stand in krassem Gegensatz zu seinem Äußeren. Er sah aus wie ein uralter Mann, aber seine Stimme war jung und befehlsgewohnt, und seine Bewegungen waren voller Kraft und Energie. Rasch wandte er sich um und ging mit weit ausgreifenden Schritten den fensterlosen Korridor entlang.

An seinem Ende blieben die beiden Krieger stehen, während der Alte eine niedrige, metallbeschlagene Tür öffnete. »Holt Raoul«, befahl er dann.

Schweigend entfernten sich die Krieger, um seinen Befehl auszuführen, während der Alte vollends durch die Tür trat und unschlüssig auf und ab zu gehen begann.

Das Zimmer unterschied sich drastisch von der kahlen Felsenkammer, in der er aufgewacht war. Es war warm; man spürte die Hitze des brennenden Steines, der tief im Fels unter der Festung brodelte. Die Wände verbargen sich hinter Bahnen schweren, schwarzen Stoffes, und der Boden war mit wertvollen Teppichen, Fellen und Stoffballen bedeckt.

In der gegenüberliegenden Wand war eine Tür; niedrig, aus schweren, geschwärzten Bohlen gefertigt und mit vergoldeten Beschlägen und Ziernägeln versehen. Wo das Schloß sein sollte, prangte ein bizarres Symbol, das auf geheimnisvolle Weise in Bewegung zu sein schien. Fast, als lebe es.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis draußen auf dem Gang Schritte laut wurden und die Krieger zurückkamen. In ihrer Begleitung befand sich ein schmalschultriger, kleiner Mann mit schwarzem Haar und verschlagenen Augen, unter denen dunkle Tränensäcke hingen. Ein dünner Oberlippenbart versuchte vergeblich, seinem Gesicht einen Zug von männlicher Härte zu verleihen. Der Mann hatte Ähnlichkeit mit einer Ratte.

»Herr!« Raoul senkte den Blick, verbeugte sich tief und erschrak sichtlich, als er das Blut auf Necrons Gewand sah. »Ihr seid verletzt, Herr!«

Necron machte eine rasche, unwillige Geste. »Das spielt jetzt keine Rolle, Raoul«, sagte er. »Ich gehe fort. Solange ich nicht hier bin, wirst du für die Sicherheit der Festung verantwortlich sein.«

»Ihr... geht fort?« vergewisserte sich Raoul. Seine Stimme bebte, und seine Hände vollführten kleine, nervöse Bewegungen. »Aber Ihr seid doch gerade erst...«

»Ich muß es tun«, unterbrach ihn Necron. »Ich habe herausgefunden, wo sich der Sohn des Magiers versteckt hält. Ich werde gehen und tun, was der Eid, den unsere Ahnen abgelegt haben, verlangt. Andaras Sohn muß sterben.«

»Aber das... Ihr könnt einen anderen schicken!« sagte Raoul zögernd. »Es ist gefährlich, Herr –«

»Einen anderen?« Necron lächelte humorlos. »Einen wie Shannon, Raoul?« Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe einmal den Fehler gemacht, Robert Craven zu unterschätzen.« Er schwieg einen Moment, um seinen Worten das gehörige Gewicht zu verleihen, straffte dann seine Gestalt und deutete auf die goldbeschlagene Tür am anderen Ende des Raumes. »Ich muß selbst gehen«, sagte er noch einmal.

Raouls Blick huschte nervös über die Tür. Er schluckte ein paarmal. Seine Furcht war nicht mehr zu übersehen. Aber es war nicht die Furcht vor Necron oder der Macht, die er darstellte, es war die Angst vor dem, was hinter dieser Tür lauerte.

»Ihr wollt... allein gehen?« fragte er stockend. Sein Adamsapfel hüpfte hektisch auf und ab.

»Nicht ganz allein«, erwiderte Necron. »Zehn deiner tapfersten Männer werden mich begleiten. Du wirst sie auswählen, während ich die nötigen... Vorbereitungen treffe.«

»Nur zehn?« entfuhr es Raoul. »Wäre es nicht besser, wenn...«

»Nur zehn«, unterbrach ihn Necron. »Und nun geh. Geh und suche die besten Krieger aus, die du hast. Ich erwarte sie in einer Stunde hier.«

Raoul nickte demütig, senkte das Haupt und entfernte sich, rückwärts gehend und von den beiden stummen Kriegern flankiert. Aber kurz, bevor er den Raum verließ, sah er noch einmal auf, und was er erblickte, ließ ihn erbleichen.

Necron hatte sich umgewandt und die Hände in einer beschwörenden Geste gegen die Tür ausgestreckt.

Das formlose Ding, das dort anstelle eines Schlosses hing, hatte angefangen zu pulsieren.

Es schlägt, dachte Raoul schaudernd. Es schlägt wie ein gewaltiges pulsierendes Herz...

* * *

Den ganzen Vormittag über war es nicht richtig hell geworden. Ein grauer Nebel lag über der Stadt, und wie immer, wenn man ungeduldig darauf wartete, daß die Zeit verging, schienen die Minuten zäh wie Sirup zu verstreichen.

Gestern nacht erst war ich nach einer vierwöchigen Schiffspassage und einer Tagesreise von Southampton in London eingetroffen. Nach den schrecklichen Vorfällen in Innsmouth mußte ich Priscylla einfach wiedersehen. Der Geist der Hexe Lyssa, der lange ihren Körper beherrscht hatte, war von meinem Vater endgültig vernichtet worden.

Es war nicht leicht gewesen, Howard zu dieser Rückkehr zu bewegen, aber nicht umsonst besaß ich eine außergewöhnliche Überzeugungskraft. Schließlich willigte er ein, ließ es sich jedoch nicht nehmen, mir drei Tage vorauszureisen, um, wie er sagte, alles für meine Ankunft vorzubereiten.

Shannon und Rowlf blieben in Arkham zurück. Shannon hatte sich in sein Zimmer in der Universität zurückgezogen und wollte keinen Menschen sehen. Ich konnte ihn gut verstehen – zuviel war in den letzten Tagen auf ihn eingestürmt. Er brauchte Zeit, nachzudenken und mit seinen Zweifeln und Ängsten fertigzuwerden. Rowlf hatte versprochen, gut auf ihn achtzugeben.

Ich war einen Tag zu früh in London eingetroffen; ein günstiger Wind hatte das Segelschiff, mit dem ich die Reise angetreten hatte, schneller als geplant den Atlantik überqueren lassen.

So hatte ich die Nacht in einem Hotel verbracht, ohne Howard zu Gesicht zu bekommen. Statt dessen war im Morgengrauen Dr. Gray aufgetaucht; der Arzt, der Priscylla während ihrer »Krankheit« betreut hatte, ein guter Freund von Howard.

Pri war in London! Doch meine Vorfreude auf unser Wiedersehen wurde allzuschnell gedämpft. Dr. Gray hatte mich den ganzen Vormittag über durch – wie es mir schien – sämtliche Londoner Behörden geschleppt. Howard und er hatten alles vorbereitet, alle Papiere besorgt, die nötig waren, mich endgültig zum rechtmäßigen Erben meines Vaters zu machen. So hatte ich Stunde um Stunde Unmengen von Unterschriften geleistet, tausend Verbeugungen vor kleinlichen Beamten machen und hunderttausend dumme Fragen beantworten müssen.

Ein Trost blieb mir – wenn erst alle juristischen Belange geklärt waren (und erst dann) war ich auch für die engstirnigen britischen Behörden der Sohn Roderick Andaras.

Als Magier wurde mein Vater selbstverständlich in keiner Kartei geführt, wohl aber als recht begüterter Staatsbürger.

Draußen auf den Straßen Londons schmolz der letzte Schnee, als Dr. Gray und ich das königlich-britische Gesundheitsamt verließen und wieder in der Kutsche Platz nahmen. Die weiße Decke, die sich über der Stadt ausgebreitet hatte, war zu einem Flickenteppich aus Nässe und braunem Matsch geschmolzen. Der Winter, hatte nicht enden wollen in diesem Jahr, aber an diesem 15. Mai 1885 schien er endlich besiegt.

Ich fror.

Die Kleider, die ich trug, fühlten sich feucht und klamm an, obwohl ich sie erst am Morgen aus dem Koffer genommen hatte. Nicht einmal das mächtige Feuer, das die ganze Nacht über im Kamin des

Hotelzimmers brannte, hatte die klamme Kälte vollends vertreiben können.

Ich zog den Kragen des pelzgefütterten Mantels mit einer Hand enger zusammen und vergrub die andere in der Tasche. Trotzdem zitterte ich vor Kälte.

»Zuviel alten englischen Scotch oder zuviele junge englische Mädchen?« fragte Dr. Gray lächelnd.

»Zu wenig guten amerikanischen Schlaf«, erwiderte ich finster. Der beißende Spott, den ich in die Worte hatte legen wollen, blieb allerdings aus. Dafür klapperten meine Zähne im Takt der Erschütterungen, mit denen uns der kaum gefederte Wagen beutelte. Grays Grinsen wurde jetzt eindeutig unverschämt.

Ich mußte mich beherrschen, um ihn nicht anzufahren. Wenn es etwas gibt, das mich noch mehr in Rage bringt als sture Beamte oder Leute, die auf mich schießen oder ähnliche Unfreundlichkeiten im Sinn haben, dann sind es Typen wie Gray. Menschen, deren Tag schon vor Sonnenaufgang anfängt, und die noch dazu perfide genug sind, dann bereits guter Laune und strahlenden Frohsinns zu sein.

Gray war ein besonders ausgeprägtes Exemplar jener Gattung. Nicht genug, daß er mich vor dem Frühstück aus dem Bett geworfen hatte – ich frühstücke normalerweise gegen neun und betrachte Störungen vor acht als vorsätzliche Körperverletzung – nein, er hatte es sich nicht einmal verkneifen können, noch dazu ununterbrochen zu lächeln, Scherze zu machen und vor lauter guter Laune schier aus den Nähten zu platzen.

Ich hätte ihn erwürgen können, wäre ich dazu nicht zu müde gewesen. Ich hatte kaum drei Stunden geschlafen.

»Du hast es bald überstanden, Robert«, sagte er. »Das Schlimmste liegt hinter dir. Die paar Formalitäten, die jetzt noch ausstehen, erledige ich.«

»Wie weit ist es noch?« fragte ich.

Gray lehnte sich zur Seite, zog den Vorhang vor dem schmalen Kutschfenster zurück und spähte aus zusammengekniffenen Augen in den Nebel hinaus.

»Wir sind fast da«, sagte er. »Ich habe den Dienstboten gestern abend schon Anweisung gegeben, ein kräftiges Essen bereitzuhalten. Und

literweise starken Kaffee.«

Baldrian und ein warmes Bett wären mir lieber gewesen, aber ich schickte mich mit einem lautlosen Seufzer in mein Schicksal, lehnte den Kopf gegen die weichen Polster und versuchte für die wenigen Minuten, die mir noch blieben, so etwas wie Schlaf zu finden.

Natürlich fand ich ihn nicht, denn trotz meiner Müdigkeit war ich von Ungeduld und Vorfreude erfüllt. Gray hatte es sich trotz seines achtungsgebietenden Alters nicht verkneifen können, mich den ganzen Vormittag über mit geheimnisvollen Andeutungen neugierig zu machen. Ich wußte weder, wohin wir jetzt fuhren, noch, was uns dort erwarten mochte. Ein Haus vermutlich, das er und Howard für mich gefunden hatten, damit ich eine ständige Bleibe in der Stadt hatte und nicht wechselweise in Hotels und Pensionen leben mußte. Sicher. Aber das war auch schon alles.

Endlich hielt die Kutsche mit einem letzten Ruck an. Das Pferd stampfte unruhig auf dem nassen Kopfsteinpflaster. Sein Zaumzeug klirrte. Die Geräusche hallten unheimlich von den Häusern beiderseits der Straße wider. Dann wurde die Tür aufgerissen, und der zylinderbewehrte Schädel des Kutschers lugte zu uns herein.

»Wir sind da, Sir«, sagte er, an Gray gewandt. »Ashton Place Nummer 9.«

»Ashton –« Ich sprach nicht weiter, als ich das spöttische Glitzern in Grays Augen gewahrte. Deshalb also hatte er ein solches Brimborium um mein neues Domizil gemacht! Ich war zwar noch nicht lange wieder in London, aber das mußte auch nicht sein, um den Klang dieses Namens kennenzulernen. Natürlich ist es nicht die teuerste Adresse in London; es gibt noch ein paar, die feudaler sind. Den Buckingham-Palast, zum Beispiel...

Der Nebel schlug uns wie ein eisiger, klammer Hauch entgegen, als ich um die Kutsche herumtrat und stehenblieb, um das Haus zu begutachten.

Es war nicht sehr viel zu erkennen. Der Nebel lag wie eine vom Himmel gefallene Wolke über dem Haus und dem Anwesen, tauchte alles in faseriges Grau und ließ die Konturen des Gebäudes verschwimmen. Aber das, was ich erkennen konnte, war eindrucksvoll genug.

Das Haus war gewaltig. Hinter dem Nebel ragte es auf wie ein grauschwarzer Koloß, dreieinhalb Stockwerke hoch und an die

hundert Schritte breit. Im ersten Moment erschrak ich fast; die Masse dieses ungeheuerlichen Hauses schien mich Armen aus erstarrtem Nebel erschlagen zu wollen, neigte sich wie ein gewaltiger Berg über mich und –

Die Vision zerplatzte so schnell, wie sie gekommen war. Plötzlich war der Nebel wieder Nebel und das Haus ein Haus, mehr nicht.

Was blieb, war ein dumpfes Gefühl von Beklemmung. Der logische Teil meines Denkens sagte mir, daß jedes Haus so aussehen würde, bei schlechtem Licht und noch dazu bei Nebel betrachtet.

Aber ich hatte zu viel erlebt, um nur noch auf die Logik zu hören.

»Nun, Robert – gefällt es dir?« Grays aufreizend fröhliche Stimme brach den Bann vollends und brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Plötzlich spürte ich die Kälte wieder; und die Nässe, die mich frösteln ließ.

Ich lächelte und zuckte mit den Achseln. »Es ist eine Nummer zu groß«, sagte ich. »Oder zwei.«

Gray lachte. »Das mag sein. Aber es wird dir gefallen. Und jetzt geh weiter. Wahrscheinlich werden wir schon ungeduldig erwartet. Und mir ist kalt. Schließlich bin ich ein alter Mann.«

Er zog in einer absichtlich übertriebenen Geste die Schultern zusammen und ging mit weit ausgreifenden Schritten durch das Gittertor, das in den Vorgarten führte. Nach einem kurzen Zögern folgte ich ihm.

Der Nebel verwandelte den Garten in eine bizarre Landschaft, in der alles irgendwie unwirklich und verzerrt schien. Kleine, graue Schwaden umspielten meine Füße, so daß ich den Kies, mit dem die Zufahrt bestreut war, nicht einmal sehen konnte, sondern nur sein Knirschen hörte. Ich fror, stärker, als es durch die Kälte allein zu begründen gewesen wäre. Unwillkürlich ging ich langsamer.

Gray blieb stehen, drehte sich ungeduldig zu mir herum. »Was ist los?« fragte er.

Einen Moment lang suchte ich nach den richtigen Worten, um das sonderbare Gefühl, mit dem mich das Haus und der Nebel erfüllten, zu beschreiben, aber schließlich zuckte ich nur mit den Achseln. »Nichts«, sagte ich. »Es ist nichts. Gehen wir.«

Gray sah mich einen Herzschlag lang scharf an, wandte sich dann aber wieder um und hob die Hand zum Türklopfer.

Ein drohender Schlag erscholl.

Es war nicht das Geräusch des Messinglöwen, mit dem der Türklopfer gegen das Eichenholz schlug, sondern ein Ton wie von einer gewaltigen, hallenden Kirchenglocke, unglaublich tief und laut.

Gray zuckte zusammen, prallte einen halben Schritt von der Tür zurück und starrte mich an. Seine Lippen bewegten sich, aber seine Worte gingen in einem zweiten, vielleicht noch lauteren Gongschlag unter.

Vier, fünf, schließlich sechs Mal erscholl das ungeheure laute Dröhnen. Ich ließ meinen Spazierstock und die Reisetasche fallen und preßte die Hände gegen Schläfen und Ohren. Das Dröhnen schien aus keiner bestimmten Richtung zu kommen, sondern von überallher zugleich, als schwänge jedes einzelne Molekül der Luft, die uns umgab, im Rhythmus der dumpfen Vibrationen.

Dann, mit einer Plötzlichkeit, die fast noch erschreckender war als das Dröhnen, herrschte wieder Stille, aber Gray und ich blieben noch sekundenlang reglos stehen, die Hände gegen die Ohren gepreßt und jederzeit darauf gefaßt, dieses ungeheuerliche Dröhnen noch einmal zu hören.

Schließlich nahm ich zögernd die Arme herunter, bückte mich nach der Reisetasche und dem Stockdegen und sah wieder zum Haus hinüber. Die Tür war aufgerissen worden, und ein verstört dreinblickender Mann in der gestreiften Livree eines Butlers lugte zu uns heraus.

Ich straffte mich, trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. »Guten Tag«, sagte ich, so ruhig, wie es mir im Moment überhaupt möglich war. »Man sagte mir, daß ich erwartet würde. Mein Name ist Craven. Robert Craven.«

Auf dem Gesicht des Alten erschien zuerst Verblüffung, dann ein Ausdruck wachsenden Unglaubens und – ja, und dann beinahe Schrecken.

»Mister... Craven?« vergewisserte er sich. »Sie sind... Robert? Robert Craven?«

Ich kam nicht dazu, zu antworten, denn in diesem Moment erscholl

ein erfreutes »Robert! Junge!« und Howard stürmte mit weit ausgreifenden Schritten auf mich zu. Er trug einen rotbraunen Hausmantel, und in seinem Mundwinkel qualmte die unvermeidliche Zigarre.

Ich setzte die Tasche ab, drückte dem Butler Hut und Stock in die Hände und fiel Howard in die Arme. Es war beinahe albern – seit wir uns das letzte Mal gesehen hatten, waren nur ein paar Wochen vergangen, aber ich freute mich, als hätten wir uns seit einem Jahr nicht mehr gesehen.

»Schön, daß du endlich da bist«, sagte Howard, nachdem er mich umarmt und mir dabei fast das glühende Ende seiner Zigarre ins Gesicht gedrückt hätte. Er machte eine weit ausholende Geste.

»Wie gefällt dir dein neues Domizil?«

»Die Türglocke ist zu laut«, antwortete ich. »Aber nur eine Spur.«

Howard runzelte die Stirn. »Die Glocke? Was meinst du damit? Wir… haben keine Türglocke.«

»Dann muß einer der Diener eine Taschenuhr mit einem ziemlich lauten Läutwerk haben.« Ich lachte leise, wurde aber sofort wieder ernst und drehte mich halb herum, um Gray zu uns zu winken. »Sagen Sie ihm, was passiert ist, Doktor.«

Gray kam gehorsam heran, wandte sich aber nicht an Howard, sondern blickte mich verwirrt an und runzelte die Stirn. »Ich fürchte, ich verstehe nicht, Robert«, sagte er.

»Kommen Sie, Doc – Sie verstehen recht gut. Was war das gerade? Ein kleiner Scherz zur Begrüßung?« Ich steckte den kleinen Finger ins linke Ohr und bohrte demonstrativ darin herum. »Also?«

Grays einzige Reaktion bestand aus einem raschen, verwirrten Blick in Howards Richtung.

»Was meinst du, Robert?« fragte er. »Ich habe nichts gehört.«

»Sie –« Ich stockte, sah abwechselnd ihn und Howard an. Ich hatte doch gesehen, wie Gray genau wie ich schmerzhaft das Gesicht verzog!

Aber wenn die beiden sich darin gefielen, mich wie zwei Sextaner auf den Arm zu nehmen – warum nicht?

»Lassen wir das«, sagte ich achselzuckend. »Ihr könnt ja später darüber lachen. Wenn ich nicht dabei bin. Jetzt gibt es anderes zu besprechen.«

Howard starrte mich weiter mit so echt gespielter Verblüffung an, daß ich mich für einen Moment ernsthaft fragte, ob ich mir nicht alles nur eingebildet haben konnte. Aber nur für einen Moment. Mir klingelten noch jetzt die Ohren. Nein – das einzige, was hier nicht stimmte, waren Grays und Howards infantiler Humor.

»Vergessen wir es«, sagte ich noch einmal.

Howard blinzelte, starrte Gray für die Dauer eines Herzschlages blöde an und nickte plötzlich. »Sicher. Es wird sich schon eine Erklärung finden.« Plötzlich lächelte er. »Wie gefällt dir das Haus, Robert?«

Statt einer Antwort trat ich einen Schritt zurück und sah mich erst einmal um. Die Halle, in der ich stand, war groß genug, um das ganze Haus aufzunehmen, in dem ich die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens verbracht hatte.

»Ein bißchen groß für meinen Geschmack«, sagte ich.

Howards Enttäuschung war nicht zu übersehen. »Es gefällt dir nicht?«

»Doch doch«, sagte ich hastig – obwohl mir dieses Monstrum von Haus ganz und gar nicht gefiel – »Es ist nur... etwas zu bombastisch, findest du nicht? Ich weiß ja, daß ich jetzt reich bin, aber...«

»Es hat dich keinen Penny gekostet, wenn es das ist, was dir Sorgen bereitet«, unterbrach mich Gray. »Das Haus und das Grundstück gehören zur Erbmasse.«

Ich begriff nicht gleich. »Erbmasse?« wiederholte ich. »Sie meinen, mein Vater besaß auch Grundstücke?«

»Mehrere«, bestätigte Howard. »Das Haus hier gehörte ihm. Er hat immer hier gewohnt, wenn er in England war.«

Einen Moment lang blickte ich ihn verwirrt an, dann drehte ich mich um und musterte den Diener, der mich eingelassen hatte. Er hatte die Tür geschlossen, sich aber nicht von der Stelle gerührt, sondern starrte mich noch immer mit dieser Mischung aus Verblüffung und kaum verholenem Schrecken an. Nach allem, was ich bisher von den englischen Butlern gehört hatte, ein sehr sonderbares Benehmen. Aber es war nicht das erste Mal, daß ich einen solchen Blick sah. Jeder, der

meinen Vater gekannt hat und mich zum ersten Mal sieht, blickt mich so an. Die Ähnlichkeit zwischen uns war verblüffend.

»Ich verstehe«, sagte ich leise. »Die Angestellten kannten meinen Vater.«

Howard nickte. »Einige. Sieh es ihnen nach, wenn sie vielleicht ein bißchen... sonderbar sind, in den ersten Tagen. Sie haben deinen Vater alle gemocht. Viele sind schon ihr Leben lang hier.« Plötzlich lachte er. »Und jetzt komm. Es gibt noch jemanden, der schon ganz ungeduldig auf dich wartet.«

Er grinste und deutete auf die Treppe, die nach oben führte. Und auch auf Grays Zügen erschien das gleiche, dämliche Verschwörerlächeln. Ich schluckte die bissige Bemerkung, die mir auf den Lippen lag, herunter und fügte mich in mein Schicksal. Offenbar hatten die beiden ihren senilen Tag. Und ich hatte keine Lust, ihnen die Freude zu verderben.

Ein leises Klingen drang an mein Ohr, und ich blieb unwillkürlich stehen und sah mich um.

»Was ist?« fragte Howard spöttisch. »Hörst du wieder Kirchenglocken?«

Ich schenkte ihm einen giftigen Blick, drehte mich mit einem Ruck um und ging weiter.

Die Bewegung rettete mir das Leben.

Das Klingen wiederholte sich, lauter und mit einem spürbaren Unterton von Drohung. Gleichzeitig hatte ich ein fast körperliches Empfinden von Gefahr.

Plötzlich schrie einer der Diener auf, aber der Laut ging in einem ungeheuerlichen Bersten und Splittern unter. Eine unsichtbare Riesenfaust traf mich zwischen die Schulterblätter. Ich schrie auf, taumelte vier, fünf Schritte nach vorne und fiel auf die Knie. Etwas Hartes, Kaltes schrammte über meine Wange und hinterließ einen blutigen Kratzer in meiner Haut. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Howard und Gray ebenfalls von einer unsichtbaren Gewalt ergriffen und davongeschleudert wurden. Ein ungeheuerliches Bersten und Splittern erfüllte die Halle, und rings um mich herum schienen Millionen winziger, scharfkantiger Granatsplitter einzuschlagen. Ein schmerzhafter Hieb traf mein Bein.

Dann, so schnell, wie es begonnen hatte, war es vorbei. Der Lärm verebbte, und für eine halbe Sekunde breitete sich eine fast unnatürliche Stille über der Halle aus.

Dort, wo Howard und ich gerade noch gestanden hatten, lagen die zerborstenen Überreste eines gewaltigen Kronleuchters, der sich aus seiner Verankerung unter der Decke gelöst hatte und mit der Wucht eines Meteors zu Boden gestürzt war.

Die scharfkantigen Trümmer des zersplitterten Kristalles waren überall in der Halle verteilt. Einige steckten sogar in den Wänden oder hatten sich wie tödliche Pfeilspitzen in Bilder und Möbelstücke gebohrt. Hätte ich eine Sekunde länger dort gestanden, dann...

Ein leises Stöhnen riß mich in die Wirklichkeit zurück. Ich sprang auf und eilte mit hastigen Schritten zu Howard.

Er erhob sich, als ich neben ihm anlangte. Sein Gesicht war bleich vor Schrecken, aber er schien nicht ernsthaft verletzt, denn als ich nach ihm greifen wollte, schüttelte er den Kopf und deutete auf Gray, der auf der anderen Seite des Kronleuchters lag und sich nicht rührte.

»Hilf ihm«, sagte er gepreßt »Mir fehlt nichts.«

Ich nickte, eilte zu Dr. Gray hinüber und drehte ihn vorsichtig auf den Rücken. Der alte Mann hatte das Bewußtsein verloren. Sein Atem ging schnell und unregelmäßig, und über seiner linken Braue klaffte ein häßlicher, tiefer Schnitt.

»Bleiben Sie ruhig liegen«, sagte ich hastig, als er die Augen öffnete. »Ich lasse einen Arzt kommen.«

»Nein!« Gray hob fast erschrocken die Hand. »Keinen Arzt. Ich... fühle mich schon wieder ganz gut. Mir ist nichts passiert. Es war... nur der Schrecken.« Seine Stimme zitterte vor Erregung. »Ich bin schon wieder ganz in Ordnung, siehst du?« Er lächelte schief, stemmte sich aus eigener Kraft hoch und schluckte einen Schmerzlaut herunter, um mir zu beweisen, wie gut es ihm ging.

»Sie sind verrückt, Gray«, sagte ich entschlossen. »Sie bleiben liegen, und ich lasse einen Arzt kommen. Auch gegen Ihren Willen, wenn es sein muß.«

»Aber warum denn, Robert?« fragte Howard. Erstaunt blickte ich ihn an. Sein Gesicht war noch immer bleich, aber es wirkte auf die gleiche, unnatürliche Weise gefaßt wie das Grays. Irritiert stand ich

auf und blickte hilflos von ihm zu Gray. Irgend etwas stimmte hier doch nicht!

»Wenn er keinen Arzt will, ist es in Ordnung«, fuhr Howard fort. »Er ist alt genug, um zu wissen, was gut für ihn ist, nicht? Du solltest lieber einen Handwerker kommen lassen, damit so etwas wie das hier nicht noch einmal passiert«, fügte er mit veränderter Stimme hinzu.

In seiner Stimme war eine Kälte, die mich schaudern ließ. Aber ich kam nicht dazu, irgend etwas zu sagen, denn Howard bückte sich, half Gray ziemlich grob auf die Beine und wandte sich mit einer Geste zur Treppe hin wieder an mich. »Und jetzt komm«, sagte er. »Die Diener können aufräumen und sich darum kümmern, daß der Schaden behoben wird, während wir hinaufgehen. Wir werden erwartet.«

* * *

Wieder war es anders als sonst gewesen.

Selbst ihm, der es gewohnt war, Wege zwischen den Wirklichkeiten zu gehen und in den Schatten zu wandeln, war es jedesmal neu und erschreckend, das goldbeschlagene, lebende Tor zu benutzen. Necron wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war; Stunden, vielleicht auch Tage oder Wochen. Wie die Wege, die seinen Geist befähigten, losgelöst von seinem Körper die Welt zu durchstreifen, durch die Augen anderer zu sehen und mit den Händen anderer zu handeln, war auch das Tor unberechenbar.

Necron besaß die Macht, seinen Ausgang zu bestimmen, vorherzusagen, in welchem Teil der Welt er aus den Schatten treten würde, aber seine Macht reichte nicht, die Dauer seines Aufenthaltes in der anderen Welt zu bestimmen.

Jetzt, als er sich langsam auf die Knie erhob und darauf wartete, daß das quälende Schwindelgefühl zwischen seinen Schläfen verebbte, spürte er, daß diesmal nur wenig Zeit vergangen war. Vielleicht weniger, als wirklich verstrichen war, seit er den Schritt in die Schatten getan hatte. Manchmal lief die Zeit auch rückwärts, wenn er das Tor benutzte.

Langsam klärte sich sein Blick. Er war in einem niedrigen, dunklen Raum von unbestimmbaren Ausmaßen und mit gewölbter Decke. Es roch nach Ratten und Moder, und von irgendwoher kam graues, flackerndes Licht. Gestalten waren um ihn herum, schlanke drohende

Schatten vor der Dunkelheit des Kellergewölbes.

Er versuchte auf die Knie zu kommen, sank kraftlos wieder zurück und griff dankbar nach der Hand, die sich helfend nach ihm ausstreckte. Necron fühlte sich schwach und ausgelaugt wie immer, wenn er das Tor benutzte, nur daß es diesmal viel, viel schlimmer gewesen war: Er hatte nicht nur für sich, sondern auch für zehn andere einen Weg durch die Schatten bahnen müssen. Selbst er, der die Zeit so viele Male betrogen hatte, spürte plötzlich das Gewicht der Jahrhunderte, die unsichtbar auf seinen Schultern lasteten.

Einen Moment lang wurde das Schwindelgefühl so stark, daß er echte Angst empfand, sich übernommen zu haben. Er wußte, daß die Tore nicht ungefährlich waren, nicht einmal für einen so mächtigen Magier wie ihn. Schon so mancher war nicht wieder zurückgenommen aus der Welt der Alpträume und der Furcht. Und so mancher, der zurückgekommen war, war als bloßer Körper wieder aufgetaucht, als ausgebrannte, leere Hülle.

Aber dann spürte er, wie die Schwäche und das Schwindelgefühl wichen, und wie ihn neue, finstere Energien durchströmten. Und... Sie waren nicht allein!

Etwas war mit ihnen in dem finsteren Gewölbe, etwas, das nicht aus dieser Welt, vielleicht nicht einmal aus diesem Universum stammte. Unsichtbar, lautlos, aber mächtig.

Und fremd. So unglaublich fremd.

Und dann erkannte Necron es.

Er fuhr mit einem keuchenden Schrei herum. Sein Blick bohrte sich in das wogende graue Meer der Schatten im hinteren Teil des Gewölbes.

Und dort begannen sich die Schatten zu formen. Wirbelndes Grau und lichtschluckendes Schwarz ballten sich zu einer vielfingrigen, amorphen Faust, faserten wieder auseinander und bildeten für einen kurzen Moment einen fast menschlichen Umriß, platzten wie unter einem Hieb auseinander und formierten sich neu.

Einer der Krieger prallte mit einem gellenden Schrei zurück, als das Ding am anderen Ende des Raumes materialisierte.

Der Alte erstarrte wie eine Marionette, deren Fäden mitten in der Bewegung durchtrennt worden waren. Cthulhu! durchfuhr es ihn. Er ist es. Cthulhu! Zwei, drei Sekunden blieb er reglos stehen, dann

senkte er langsam das Haupt und fiel demütig auf die Knie. »Herr…« flüsterte er.

Die Gestalt verbarg sich hinter einem Vorhang aus barmherzigen Schatten; ein wesenloses graues Ding mit zerfließenden Umrissen, voller ungewisser Bewegung und Schwärze. Trotzdem hätte das, was von ihr zu erkennen war, einen normalen Menschen in den Wahnsinn und vielleicht in den Tod getrieben.

Du bist selbst gekommen.

Der Alte hatte das Gefühl, die Berührung einer eisigen, unsichtbaren Hand zu spüren, die ganz allmählich sein Herz zusammenpreßte. Sein Atem ging schnell. Trotz der Kälte, die sich in den Mauern ringsum eingenistet hatte, glitzerten plötzlich Schweißtropfen auf seiner Stirn. Hatte er Tadel in der Stimme des Unsichtbaren gehört?

»Ich… kam, weil die Aufgabe, die zu tun ist, keinem… Unwissenden übertragen werden darf«, antwortete er stockend. Seine Worte klangen holperig und waren nicht sehr geschickt gewählt. Er war halb von Sinnen vor Angst.

Ich weiß. Die Stimme des Dinges war kalt, ohne die geringste Spur irgendeines Gefühles. Aber das machte die Drohung, die in ihren Worten mitschwang, nur umso schlimmer. Du wirst versagen, Necron. Deine Kräfte reichen nicht, Andaras Erben zu besiegen. Ihr habt ihn nicht bezwungen, und ihr werdet seinen Sohn nicht bezwingen, denn er ist stärker als der Vater.

Necron fuhr wie unter einem Hieb zusammen. »Nein, Herr!« keuchte er. »Ich kenne seine Macht, aber er… er selbst hat keine Ahnung davon. Er ist ein Narr, der –«

Der einen der unseren vernichtet und zahllose Dienerkreaturen getötet hat, von denen jede einzelne mächtig genug gewesen wäre, dich zu zerquetschen, alter Narr! unterbrach ihn das Ding kalt. Du beginnst, Fehler zu machen. Ich sagte dir, du sollst ihn töten. Ich sagte nicht, daß du selbst gehen und dich in Gefahr bringen sollst. Du bist zu wichtig für uns. Aber vielleicht war es auch ein Fehler von mir, dir soviel Wissen und Macht zu verleihen.

Der Alte antwortete nicht. Seine schmalen, blutleeren Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und auf seinem dürren Hals pochte eine Ader, so heftig, als wolle sie jeden Moment zerplatzen. Aber er schwieg. Er wußte, wie wenig Sinn es hatte, ihm zu widersprechen.

»Ich… werde ihn töten«, sagte er nach einer Weile. »Meine besten Krieger begleiten mich, und –«

Du wirst nichts dergleichen tun, unterbrach ihn das Ding. Die Zeit ist gekommen, da sich unsere Pläne der Vollendung nähern. Sobald der Erbe des Magiers und seine Helfer beseitigt sind, gibt es niemanden mehr, der uns aufhalten könnte.

Für einen Moment glaubte der Alte fast, ein leises, zufriedenes Lachen aus den Schatten heraus zu hören, aber er wußte, daß er sich getäuscht haben mußte. Sie konnten nicht lachen, so wenig wie sie weinen, Zorn oder Freude oder irgendein anderes Gefühl als Haß empfinden konnten.

Ich selbst werde es tun.

»Ihr mißtraut mir, Herr?« murmelte der Alte. Seine Stimme bebte so heftig, daß die Worte kaum mehr zu verstehen waren.

Nein. Aber du bist ein Mensch, und Menschen machen Fehler. Ich sandte dich hierher, aber ich sehe jetzt, daß die Aufgabe zu groß für dich ist. Zu wichtig, um sie einem Menschen zu überlassen. Einem von euch. Es klang wie eine Beschimpfung.

»Und… das Buch?« fragte der Alte stockend.

Dein albernes Buch interessiert mich nicht, antwortete die Stimme. Nimm es dir, wenn dir soviel daran liegt, doch hüte dich, meine Pläne zu durchkreuzen. Du wirst warten, bis alles vorüber ist. Danach kannst du dir dein närrisches Buch nehmen, wenn du willst. Und den Rest der Welt dazu.

Und diesmal war der Alte sicher, ein dunkles, unendlich böses Kichern aus den Schatten zu vernehmen.

Mit einem Male war ihm kalt. Sehr kalt.

Schweigend stand er da und wartete, daß die Stimme weitersprach, aber sie schwieg, und als er es nach einer Weile wagte, vorsichtig den Blick zu heben, war die Schattengestalt verschwunden.

Mit einem lautlosen Aufatmen wandte er sich um und ließ seinen Blick über die Reihe der Krieger gleiten. Er spürte ihre Furcht, die Panik, die ihre Gedanken durchdrungen hatte. Sie waren tapfere Männer, vielleicht die tapfersten, die es in diesem Teil der Welt gab. Jeder von ihnen hätte sich ohne zu zögern in sein Schwert gestürzt,

hätte er es verlangt. Aber was sie gesehen hatten, war kein Wesen von dieser Welt gewesen. Nicht einmal ein Dämon, denn auch den hätten sie kaum gefürchtet.

Was sie gesehen hatten, war das Grauen selbst gewesen, ein Ding aus Schatten und Furcht und gestaltgewordenem Entsetzen.

Nein – er konnte es ihnen nicht verübeln, daß sie Angst zeigten, denn auch in seine Gedanken hatte sich, die Furcht gekrallt. Trotzdem klang seine Stimme kalt wie immer, als er die Hand hob und auf einen der Männer deutete. »Du!«

Der Krieger trat vor und senkte demütig das Haupt.

»Du wirst gehen und den Mann suchen, den ich dir beschrieben habe«, sagte Necron. »Die anderen bleiben mit mir hier und warten, bis du zurück bist.«

In den Augen des Mannes blitzte es erschrocken auf. »Herr!« sagte er. »Ich habe gehört, was –«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe, oder?« unterbrach ihn Necron. Seine Stimme klang schneidend. »Du sollst ihn nur suchen, weiter nichts. Du wirst nichts unternehmen. Nichts! Du wirst ihn finden und mir melden, wo er sich aufhält. Aber er darf dich nicht sehen! Ist er durch deine Unachtsamkeit gewarnt, wirst du es mit dem Leben bezahlen. Oder bist du anderer Meinung?«

»Nein, Herr«, flüsterte der Krieger. »Verzeiht meine Unverschämtheit.«

Necron machte eine wegwerfende Handbewegung. »Schon gut. Ich verstehe deine Verwirrung. Aber jetzt geh.«

Seine Hand vollführte eine rasche, komplizierte Geste. Ein kaltes, bläuliches Licht glomm auf, zeichnete die Konturen des Kriegers wie flackerndes Elmsfeuer nach – und erlosch.

Und mit ihm verschwand der Krieger.

Necron blieb noch einen Moment reglos und wie erstarrt stehen. Sein Blick war unverwandt auf die Stelle gerichtet, an der der Mann gestanden hatte, aber seine Augen sahen ins Leere. Und auf seinen Lippen erschien, ganz langsam, ein dünnes, beinahe triumphierendes Lächeln.

Oh ja, er hatte gehört, was er gesagt hatte. Aber er hatte auch die

Unsicherheit in seiner Stimme vernommen. Und er hatte zwischen den Worten gelauscht und erkannt, daß ihre Macht lange nicht mehr so gewaltig war wie einst.

Vielleicht würde ihm Craven entgehen, aber das spielte keine Rolle. Er hatte zweihundert Jahre auf diesen Tag gewartet – welche Rolle spielten da ein paar Tage oder Wochen?

Aber er würde das Buch bekommen. Noch heute.

Doch dafür mußte er den Sohn des Hexers noch vor dem GROSSEN ALTEN finden. Nur Craven selbst wußte, wo das NECRONOMICON versteckt lag. Nein, er würde Craven nicht töten. Er würde ihm sein armseliges Leben lassen, für Cthulhu. Aber er würde sich das Buch holen.

Und wenn er es hatte, dachte er, die Worte des GROSSEN ALTEN in Gedanken wiederholend, dann würde er sich den Rest der Welt dazu nehmen. Dann gab es niemanden mehr, den er noch fürchten mußte.

Nicht einmal die GROSSEN ALTEN selbst.

* * *

Das Zimmer lag im obersten Stockwerk des Hauses, unmittelbar unter dem Dach. Eine breite Marmortreppe hatte uns in die zweite Etage geführt, dann hatten wir eine versteckte Tapetentür durchschritten und waren über eine weitere, diesmal hölzerne Treppe hier hinauf unter das Dach gestiegen, wo das Haus nicht mehr von Symbolen des Reichtums und Wohlstandes strotzte (was mir äußerst angenehm auffiel). Doch alles wirkte frisch und ordentlich, als wäre es erst vor wenigen Tagen renoviert worden. In der Luft hing noch der Geruch von Farbe und Leim, alles war hell und freundlich – im Grunde fühlte ich mich hier wohler als unten.

Aber trotz der hellen Farben und der fröhlich gemusterten Tapeten und Vorhänge entgingen mir nicht die Gitter vor den Fenstern, so wenig wie die Türen, die ein ganz kleines bißchen zu solide wirkten. Die Schlösser hätten sogar einen talentierten Einbrecher vor erhebliche Probleme gestellt. Und die dicken Teppiche und Vorhänge dienten hier nicht mehr dem Prestige, sondern der Schallisolierung. Das Dachgeschoß war ein Gefängnis. Ein schalldichtes Gefängnis.

Mein Herz begann wie rasend zu klopfen, als ich die Hand auf den

Türknauf legte und ihn zögernd drehte. Ich wußte, wen ich dahinter treffen würde, auch wenn Howard bisher nichts als sinistre Andeutungen gemacht hatte.

Priscylla saß auf ihrem Bett, als wir den Raum betraten, halb aufrecht und von einem Kissen gestützt, das Gesicht zum Fenster gewandt, aber mit geschlossenen Augen. Eine ältliche, grauhaarige Frau saß auf einem Stuhl neben ihr und las in einem Buch. Als wir eintraten, klappte sie es zu, legte einen Finger auf die Lippen und kam uns mit lautlosen Schritten entgegen.

Es dauerte einen Moment, bis ich sie erkannte.

»Mary!«

Ich hatte Mrs. Winden damals in Durness kennengelernt, als Howard, Rowlf und ich einem Dämon gegenüberstanden, der von einem ganzen Wald Besitz ergriffen hatte. (Siehe Gespenster-Krimi 589: »Der Baumdämon«)

Mrs. Winden schüttelte mißbilligend den Kopf ob meiner Lautstärke, lächelte aber gleich darauf und deutete mit einer übertrieben pantomimischen Bewegung hinter sich. Ich erkannte eine nur angelehnte Tür, die in einen zweiten, hell erleuchteten Raum führte. Sie bedeutete Howard und mir mit Gesten, ihr zu folgen, und ging auf Zehenspitzen an Priscyllas Bett vorbei.

Mein Blick streifte Pris' Gesicht, und ich blieb unwillkürlich stehen. Ein seltsames, beklemmendes Gefühl machte sich in mir breit, als ich das schlafende Mädchen betrachtete.

Sie schien mir schöner als je zuvor, obwohl die Ereignisse, die sie durchgestanden hatte, tiefe Spuren in ihrem Antlitz hinterlassen hatten. Trotzdem war sie die schönste Frau der Welt.

Wenigstens für mich.

Meine Gedanken eilten zurück zu dem Tag, an dem ich sie das erste Mal gesehen hatte. Ich glaube, ich habe sie von der ersten Sekunde an geliebt, und nichts von dem, was danach geschah, hat irgend etwas daran ändern können. Sie war wie ich als Waise aufgewachsen; in einem kleinen Fischerdorf an der schottischen Küste.

Und kaum daß ich sie kennengelernt hatte, wollte sie mich umbringen.

Natürlich nicht sie selbst. Ihr Körper, sicher – aber nicht sie. Nicht die Priscylla, die ich kennen- und liebengelernt hatte. Das Mädchen, dessen Dolch ich an meiner Kehle gespürt hatte, war eine andere gewesen. Eine Hexe namens Lyssa, die vor zweihundert Jahren gestorben war und deren Geist über den Abgrund der Zeit hinweg vom Körper dieses unschuldigen Wesens Besitz ergriffen hatte.

Howard ist vom ersten Tag an etwas anderer Meinung über diesen Punkt gewesen, aber ich weiß, daß die wirkliche Priscylla ein zartes, sanftmütiges Wesen voller Liebe und Zärtlichkeit war.

Und ich würde sie heilen. Howard und Dr. Gray hatten vergeblich versucht, sie aus dem Zustand der Verwirrung zu reißen, in den ihr Geist nach der Vernichtung der Hexe versunken war, aber mir würde es gelingen. Ich wußte es. Vielleicht würde es all meine Macht, das ganze magische Erbe meines Vaters kosten. Aber ich würde sie heilen.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter. »Kommen Sie, Mister Craven«, sagte Mrs. Winden leise, um Priscylla nicht aufzuwecken. »Gehen wir nach nebenan. Dort können wir reden.«

Ich nickte und folgte ihr – wenn auch widerstrebend – in das angrenzende Zimmer.

Mary schloß die Tür und drehte sich mit einem befreiten Lächeln zu mir um. »Mister Craven!« sagte sie. »Wie schön, daß Sie endlich da sind. Wir haben schon ungeduldig auf Sie gewartet. Besonders Priscylla.«

»Wie geht es ihr?« fragte ich.

»Gut«, antwortete Mrs. Winden. »Sie schläft viel, aber manchmal, wenn sie erwacht, ist sie vollkommen klar, und...« Sie brach ab, starrte mich einen Moment betroffen an und murmelte: »Verzeihung.«

»Schon gut.« Ich versuchte, so gelassen wie möglich zu klingen, aber ganz gelang es mir nicht.

»Es tut mir leid, Mister Craven«, sagte sie niedergeschlagen. »Ich wollte Sie nicht –«

»Es ist gut, Mary«, unterbrach sie Howard. »Es wird Zeit, daß sich Robert an die Wahrheit gewöhnt.«

Ich fuhr herum und starrte ihn zornig an. Aber ich schwieg, obwohl alles in mir zu brodeln schien. Er hatte ja recht. Und er konnte nichts

dafür, daß meine Gefühle nicht nach Recht oder Unrecht fragen.

»Es geht ihr wirklich gut, Mister Craven«, fuhr Mary fort. »Dr. Gray untersucht sie jeden Tag, und sie hat sogar schon nach Ihnen gefragt.«

Die letzte Behauptung war eine Lüge, und es hätte nicht einmal meines magischen Talentes, Lüge von Wahrheit zu unterscheiden, bedurft, um das zu spüren.

»Es ist gut, Mrs. Winden«, sagte ich sanft. »Ich verstehe. Aber hören Sie auf, mich ›Mister Craven‹ zu nennen, bitte. Mein Name ist Robert.«

»Nur, wenn Sie mich Mary nennen«, antwortete sie. »Ich fühle mich um fünfzig Jahre älter, wenn mich jemand mit ›Mrs. Winden‹ anredet.«

Diesmal war mein Lachen echt.

»In Ordnung… Mary«, antwortete ich. Ich wollte noch mehr sagen, aber wieder unterbrach uns Howard.

»Vielleicht lassen Sie uns einen Moment allein, Mary«, sagte er. Ich blickte überrascht auf und sah ihn fragend an, aber Mary nickte gehorsam und verließ das Zimmer, noch ehe ich Gelegenheit fand, sie zurückzuhalten.

»Was soll das?« fragte ich scharf, als wir allein waren. »Warum schickst du sie hinaus?«

»Weil ich mit dir zu reden habe«, antwortete Howard.

»Reden? Worüber?«

»Über Priscylla«, sagte Howard ernst. »Und über dich. Setz dich bitte.«

Ich gehorchte, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Das unmerkliche Zögern in seinen Worten war mir nicht entgangen.

»Was soll mit Priscylla sein?« fragte ich scharf. »Sie ist hier, und ich werde mich um sie kümmern.«

»Und du glaubst wirklich, du könntest es? Du glaubst, du hättest die Chance, etwas zu vollbringen, was Dr. Gray, einer der besten Spezialisten des Landes, vergebens versucht hat?«

»Das glaube ich«, antwortete ich zornig. »Du selbst hast mir doch immer wieder erklärt, daß ich ein Magier bin, oder? Magie hat sie

krank gemacht, und Magie wird sie heilen. Ich werde ihr helfen, Howard, und wenn es den Rest meines Lebens in Anspruch nehmen sollte.«

Howard blinzelte. »Ist mit dir alles in Ordnung?« fragte er ruhig.

Ich nickte wütend, setzte zu einer neuerlichen scharfen Antwort an und schüttelte dann doch den Kopf. Welchen Sinn hatte es, Howard zu belügen?

»Nein«, sagte ich. »Nichts ist in Ordnung, Howard. Du hast Mary gehört. Ich... hatte gehofft, daß sich ihr Zustand bessert, jetzt, wo Lyssa vernichtet ist. Aber ich muß es einfach versuchen.«

»Du fühlst dich schuldig«, behauptete Howard. »Du denkst, es wäre deine Schuld, und jetzt versuchst du es wieder gut zu machen.«

»Ist es denn nicht so?« fragte ich leise.

»Nein, verdammt nochmal!« schnappte Howard. »Dieses Mädchen war von Lyssas Geist besessen, lange bevor du aufgetaucht bist. Sie haben sie nur auf dich angesetzt, weil du zufällig so närrisch warst, dich in sie zu verlieben, das ist alles. Wie lange, glaubst du, haben sich die Ärzte in der Anstalt um sie gekümmert?«

Es war eine rhetorische Frage, auf die er keine Antwort erwartete. Trotzdem antwortete ich.

»Über ein Jahr.«

»Aber es hat sich nichts geändert.«

»Nein«, gestand ich niedergeschlagen. »Nichts. Ihr Zustand ist unverändert. Sie ist ruhig und manchmal sogar ansprechbar, aber sie ist noch immer... noch immer...«

»Geistesgestört«, sagte Howard, als ich nicht weitersprach.

Ich hätte ihm die Faust ins Gesicht schlagen können, für dieses Wort. Es war nicht wahr. Ich wußte es, und Howard wußte es. Priscyllas Verstand war nur verwirrt. Sie war so lange eine Gefangene in ihrem eigenen Körper gewesen, daß sie den Weg zurück in die Wirklichkeit nicht mehr fand. Nun war der Dämon in ihr gebannt. Doch ihr Selbst, die echte, wahre Priscylla, das Mädchen, das ich liebte, hatte sich noch immer nicht aus den Spinnweben lösen können, in die finstere Mächte ihren Geist verstrickt hatten.

»Sie ist nicht geistesgestört«, sagte ich leise.

»Es ist mir egal, wie du es nennst«, sagte Howard grob. »Ich habe diese Reise mitgemacht, weil die Hoffnung bestand, es hätte sich etwas geändert. Aber es ist alles beim alten geblieben. Sie kann nicht hierbleiben, das weißt du. Nicht in diesem Haus. Nicht einmal in dieser Stadt.«

»Sie stellt keine Gefahr mehr dar!« behauptete ich.

»Doch, Robert«, widersprach Howard. »Im Moment vielleicht noch nicht. Aber glaube mir, ich habe sie eingehend untersucht. Mehr als einmal. Sie könnte wieder zu dem werden, was sie war. Die Hexe in ihr ist tot, aber ihr Geist ist vergiftet«

»Du stellst unsere Freundschaft auf eine harte Probe«, sagte ich leise.

Howard ignorierte meine Worte. »Du weißt sehr gut, daß ich recht habe«, sagte er. Sein Blick wurde hart. »Du liebst sie noch immer, nicht wahr?«

Ich antwortete nicht. Es war auch nicht nötig.

»Bist du wirklich sicher, daß du sie liebst?« fragte Howard nach einer Weile. Er hob die Hand und machte eine besänftigende Geste, als ich schon wieder auffahren wollte. »Überlege dir deine Antwort gut, Robert. Ich verstehe deine Gefühle, aber… bist du sicher, daß es nicht doch nur Mitleid ist?«

Diesmal blieb ich ihm die Antwort schuldig, wandte nur mit einem Ruck den Kopf und starrte die Tür an, hinter der Priscyllas Zimmer lag. Meine Augen brannten. Es war nicht das erste Mal, daß ich diese Frage hörte. Ich hatte sie mir selbst gestellt in den letzten Monaten, immer und immer wieder.

Aber ich hatte nie eine Antwort gefunden.

* * *

»Schon gut, Junge«, sagte Howard, als ihm die Bedeutung meines anhaltenden Schweigens klar wurde. »Ich wollte keine alten Wunden aufreißen. Aber wir sollten darüber reden. Später.«

Priscylla schlief noch immer, als wir das Zimmer durchquerten und wieder auf den Korridor hinaustraten. Howard schloß die Tür und

lächelte mir noch einmal ebenso aufmunternd wie falsch zu.

»Der Lunch ist unten im Salon vorbereitet«, sagte er, während wir die Treppe zur Tapetentür hinabstiegen. »Aber vorher muß ich dir noch etwas sagen. Wir –«

Der Rest seiner Worte ging in einem dunklen, unglaublich machtvollen Dröhnen unter.

Ich hatte das Gefühl, das Haus unter meinen Füßen erbeben zu fühlen. Fast wäre ich die Treppe hinuntergestürzt. Ein zweiter, lang hallender Schlag folgte, dann ein dritter, vierter – es war das gleiche, unheimliche Dröhnen, das ich schon draußen vor dem Haus gehört hatte, ein Schlagen wie von einem gigantischen, dunklen Gong, der mich zurücktaumeln und vor Schmerz aufstöhnen ließ, selbst, als der fürchterliche Laut endlich mit einem letzten, vibrierenden Nachhall endete.

Howard blinzelte verwirrt, als ich die Hände von den Schläfen nahm. »Was ist los, Robert?« fragte er. In seiner Stimme klang echte Verwunderung.

Ich starrte ihn an. »Das... das Läuten«, stotterte ich. »Du mußt es doch gehört haben.« Ich stockte und sah ihn fassungslos an. »Du hast... nichts gehört?« fragte ich.

Howard verneinte. »Nichts. Wovon zum Teufel sprichst du?«

Ich antwortete nicht. Vorhin, als er mich begrüßt hatte, hatte ich noch an einen kindischen Scherz geglaubt, den Gray und er sich zu meiner Begrüßung ausgedacht haben mochten. Aber er sagte die Wahrheit – er hatte wirklich nichts gehört!

»Ich muß mich geirrt haben«, murmelte ich verstört. »Entschuldige, Howard. Ich bin übermüdet, glaube ich.«

Howards Blick war jetzt eindeutig besorgt. Aber er sagte nichts mehr, sondern ging die letzten Treppenstufen hinab und trat durch die stahlverstärkte Tapetentür.

Ich bemerkte die Bewegung im letzten Augenblick, sprang mit einem entsetzten Schrei vor und riß ihn an der Schulter zurück; den Bruchteil einer Sekunde, ehe die Tür mit einem berstenden Schlag ins Schloß krachte!

Die Erschütterung riß uns beide von den Füßen. Die Tür bebte, und

das Dröhnen, mit dem sie ins Schloß gekracht war, hallte noch lang in meinen Ohren. Kalk und kleine Holzsplitter rieselten aus dem geborstenen Rahmen, und im oberen Teil der Tür klaffte plötzlich ein fingerbreiter, gezackter Riß. Aber sie war doch aus Eisen!

Ich stemmte mich wieder hoch und näherte mich vorsichtig der Tür. Howard sagte kein Wort, aber in seinen weit aufgerissenen Augen flackerte die Angst. Die Tür war nicht von Zugluft oder einer Laune des Zufalls zugefallen, sondern, wie von einem titanischen Fußtritt getroffen, ins Schloß geworfen worden. Nur ein Schritt mehr, und Howard wäre zerquetscht worden. Der Türrahmen war geborsten, und selbst im Mauerwerk zeigten sich Risse.

»Mein Gott...« stammelte Howard. »Was war das?«

Die Antwort auf diese Frage wußte ich so wenig wie er. Draußen auf dem Flur hatte niemand gestanden, das hatten wir beide gesehen. Es war, als hätte sich die Tür von selbst bewegt...

Howard wollte die Hand nach dem Knauf ausstrecken, aber ich hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück, trat an ihm vorbei und berührte die Tür vorsichtig mit den Fingerspitzen.

Ich lauschte. All meine Sinne waren zum Zerreißen gespannt, nicht nur die normalen, menschlichen Sinne. Ich wußte nicht genau, was ich erwartete – vermutlich nichts Bestimmtes.

Aber ich fühlte auch nichts. Das Eisen der Tür war glatt und tot. Es gab nichts; kein Anzeichen irgendeines fremden Einflusses, schwarzer Magie oder des üblen Atem der GROSSEN ALTEN. Die Tür war eine Tür, mehr nicht.

Langsam legte ich die Hand auf den Knauf, zögerte noch eine Sekunde – und drehte ihn ganz behutsam herum.

Die Tür schwang mit einem hörbaren Knirschen auf. Der ungeheure Schlag hatte sie vollkommen verbogen.

Mein Herz begann wie wild zu hämmern, als ich durch die Tür trat, in jedem Sekundenbruchteil darauf gefaßt, sie wieder mit der gleichen mörderischen Wucht zufallen zu sehen.

Aber es geschah nichts dergleichen. Unbehelligt traten Howard und ich auf den Korridor hinaus. Ich atmete hörbar auf, während Howard sich noch einmal zur Tür umwandte. Jetzt, als wir beide außer Gefahr waren, hatte ich nichts mehr dagegen, daß er sie untersuchte. Ich half

ihm im Gegenteil noch dabei, die Tür Zentimeter für Zentimeter abzutasten und zu überprüfen. Allerdings ohne Ergebnis. Es gab nichts – keine verborgene Mechanik, keine Fäden, keine Federn; nichts, was den Zwischenfall auch nur annähernd erklären konnte.

»Magie?« fragte Howard knapp.

Ich schüttelte den Kopf, ebenso knapp wie er und beinahe enttäuscht. Gegen eine Gefahr, die man kannte, konnte man sich wenigstens schützen.

»Ich begreife das nicht«, murmelte Howard. »Es muß doch eine Erklärung geben. Was war das für ein Geräusch, das du gehört hast?«

Es dauerte einen Moment, bis ich dem plötzlichen Gedankensprung folgen konnte. »Eine Art Glockenschlag«, sagte ich schließlich. »Ich habe dasselbe unten vor dem Haus schon einmal gehört Aber ich dachte, Gray und du würden sich einen Scherz mit mir erlauben.«

»Einen Scherz?« Howard runzelte die Stirn. »Du solltest mich eigentlich besser kennen, Junge.«.

»Howard, was geschieht hier?« fragte ich leise. »Was stimmt nicht mit diesem Haus? Diese Geräusche. Diese Tür. Der Kronleuchter, der Gray fast erschlagen hätte... was hat das alles zu bedeuten?«

»Das weiß ich so wenig wie du, Robert«, antwortete Howard. »Ich wollte, ich wüßte es.« Er schüttelte abermals den Kopf, wandte sich um – und erstarrte.

Hinter uns stand ein Mann.

Er war sehr groß, schlank und in ein sackähnliches braungraues Gewand gekleidet. Sein Gesicht verbarg sich hinter einer Art Turban aus schwarzem Tuch, der nur einen schmalen Streifen über den Augen freiließ. Und in seiner Hand blitzte ein gewaltiges, zweischneidiges Schwert!

Der Fremde schien durch unseren Anblick ebenso überrascht zu sein wie wir durch den seinen – aber er reagierte mit beinahe menschlicher Schnelligkeit. Sein Schwert blitzte auf und beschrieb einen tödlichen, engen Halbkreis auf Howard zu.

Mit einer verzweifelten Bewegung trat ich Howard in die Kniekehlen. Er sank mit einem überraschten Keuchen zurück und die Klinge verfehlte ihn um Millimeter, aber der Fremde griff bereits wieder an!

Seine Waffe zuckte in einer unglaublich schnellen Bewegung auf Howard herab, traf ihn mit der Breitseite vor die Schläfe und ließ ihn halb benommen zu Boden sinken. Sofort kam die Klinge wieder hoch und stieß – reichlich ungezielt diesmal – auf mich zu.

Verzweifelt warf ich mich zurück. Das Schwert hämmerte wenige Zentimeter neben meinem Gesicht in das Holz und riß Splitter aus dem Türrahmen. Ich sprang auf, trat nach dem Schwert und hieb gleichzeitig nach dem Fremden.

Der doppelte Angriff war zuviel für ihn. Mein Tritt reichte nicht aus, ihm die Waffe aus der Hand zu prellen, aber meine Faust traf sein Kinn, und der Hieb war hart genug, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen und zurücktaumeln zu lassen.

Er war nicht wirklich schwer getroffen. In den Jahren, die ich in den New Yorker Slums gelebt habe, mußte ich genug Kämpfe überstehen, um zu erkennen, wann ein Feind wirklich getroffen ist und wann nicht – dieser Mann war es nicht. Mein Schlag hatte ihn nur überrascht, und er war – wenn überhaupt – allerhöchstens benommen.

Aber so kurz der Moment auch war – er reichte.

Hastig sprang ich zur Seite, um aus der Reichweite seiner Waffe zu kommen, wartete, bis der Maskierte aufsah und der Blick seiner dunklen Augen dem meinen begegnete –

– und schlug mit aller geistiger Macht zu.

»Bleib stehen!« befahl ich.

Meine Stimme klang schneidend und scharf wie ein Peitschenhieb, und wie immer, wenn ich das düstere Erbe meines Vaters entfesselte, erschrak ich fast selbst vor ihrem Klang. Aber ich spürte die Macht der hypnotischen Gewalt, die wie eine unsichtbare Welle in seinen Geist flutete und jeden Widerstand zerschmetterte.

Der Fremde erstarrte wie eine Puppe. Seine Augen weiteten sich, aber die wilde Entschlossenheit in seinem Blick war blankem Entsetzen gewichen.

Aber nur für einen Moment.

Dann – so plötzlich und unerwartet wie ein Blitz aus einem heiterem Sommerhimmel – drängte sich etwas anderes, fremdes, zwischen seinen Geist und mich, zerriß das geistige Band und schmetterte

meine eigene Kraft auf mich zurück.

Es war wie ein Hammerschlag.

Ich schrie auf, fiel auf die Knie und krümmte mich. Flammende farbige Kreise tanzten vor meinen Augen, und für einen winzigen, schrecklichen Moment spürte ich, wie die geistige Faust tiefer bohrte und nach der Substanz meines Selbst griff.

Dann erlosch der Druck; Bruchteile von Sekunden, ehe er tödlich hätte werden können.

Als ich wieder klar sehen konnte, hatte sich der Fremde wieder erhoben und das Schwert in den Gürtel gesteckt. Er stand lauernd und mit leicht gespreizten Beinen da. Ich kannte diese Art, einen Gegner zu erwarten, nur zu gut. Der kurze Kampf, der meinem geistigen Angriff vorausgegangen war, hatte mir gezeigt, daß der Maskierte ein Meister des waffenlosen Kampfes war.

Neben mir stemmte sich Howard auf die Füße, schüttelte benommen den Kopf und ging langsam, mit erhobenen Fäusten, auf den Fremden zu.

»Sei vorsichtig, Howard«, sagte ich warnend.

Howard nickte. Seine Zunge fuhr nervös über die Lippen.

Langsam bewegten wir uns auf den Fremden zu.

Der Mann sah uns ruhig entgegen. Aus irgendeinem Grunde verzichtete er darauf, seine Waffe abermals zu ziehen.

»Geben Sie auf«, sagte ich. »Sie haben keine Chance.«

Statt einer Antwort griff der Fremde an, und obwohl ich darauf vorbereitet gewesen war, kam meine Reaktion zu spät. Er sprang vor, einen gellenden, abgehackten Schrei auf den Lippen, schlug mit dem Handballen nach Howards Brust und trat gleichzeitig nach mir. Sein Fuß durchbrach meine Deckung. Ich prallte gegen die Wand und kämpfte einen Moment gegen die roten Schleier, die meinen Blick vernebelten. Howard versuchte nach dem Fremden zu schlagen, aber der wich seinem Hieb mit fast spielerischer Leichtigkeit aus, packte sein Handgelenk und brachte ihn mit einem kurzen, harten Ruck aus dem Gleichgewicht. Howard wurde von den Füßen gerissen und segelte in hohem Bogen über den plötzlich gekrümmten Rücken des Angreifers durch die Luft und auf die Marmortreppe zu. Das Krachen

des zerbrechenden Treppengeländers mischte sich mit Howards Schrei. Das armdicke gedrechselte Holz zersplitterte unter seinem Aufprall. Wie in einer grausigen Vision sah ich, wie Howard mit wilden Bewegungen nach hinten kippte.

Seine Hände fanden im letzten Moment Halt an einer abgebrochenen Strebe und klammerten sich fest. Das Holz knirschte unter seinem Gewicht, bog sich sichtbar durch – und brach!

Ohne auf den Fremden zu achten, sprang ich hinzu, erreichte ihn im letzten Moment und griff nach seinem Handgelenk.

Der Ruck, mit dem ich seinen Sturz abfing, schien mir die Arme aus den Schultern zu reißen. Für einen kurzen, schrecklichen Augenblick verlor auch ich auf den glatten Marmorstufen den Halt, fiel, von Howards Gewicht gezogen, nach vorne, rutschte auf den zweieinhalb Stockwerke tiefen Abgrund zu und klammerte mich irgendwo fest.

Die Zeit schien stehenzubleiben. Howards Beine pendelten hilflos über der zwanzig Yard tiefen Schlucht, und aus dem Erdgeschoß drangen aufgeregte Schreie und Rufe zu uns herauf. Mit aller Kraft versuchte ich, Howard hochzuzerren, aber sein Körper schien mit einem Mal Tonnen zu wiegen, und ich spürte, wie auch ich Zentimeter für Zentimeter auf den Abgrund zugezogen wurde. Howard schrie wie von Sinnen und strampelte wild mit den Beinen.

Ich rutschte ein weiteres Stück nach vorne. Howards Hand kam hoch, krallte sich in meine Weste – und dann zog er sich mit der Kraft der Verzweiflung nach oben und über die Kante.

Dieser neuerliche Ruck war zuviel.

Ich schrie auf, ließ sein Handgelenk los und kippte, hilflos mit den Armen rudernd, nach vorne. Der Abgrund stürzte auf mich zu; ein gigantisches, bodenloses Maul, auf das ich zugezogen wurde!

Ein Schatten erschien über mir. Dunkle, von schwarzem Tuch umgebene Augen starrten mich an, und plötzlich griff eine Hand nach meinem Arm, riß mich zurück und wieder auf die Treppe hinauf.

Sekundenlang blieb ich benommen sitzen. Geräusche drangen an mein Ohr, und mit einem kleinen Teil meines Bewußtseins sah ich, wie Howard mit der dunkel gekleideten Gestalt zu ringen begann und plötzlich zu Boden sank.

Ich versuchte aufzustehen, griff kraftlos nach dem Angreifer und

bekam einen Hieb, der mich erneut auf die Knie fallen ließ. Der Fremde wirbelte herum und begann mit weit ausholenden Schritten die Treppe hinabzustürmen.

* * *

Howard zerrte mich auf die Füße. »Los, Robert!« keuchte er. »Er darf nicht entkommen!«

Noch halb betäubt von dem Schock taumelte ich hinter ihm her. Der Fremde jagte wie von Furien gehetzt die Treppe hinab, schwang sich plötzlich über das Geländer und überwand die letzten vier Yard bis zum Erdgeschoß mit einem gewagten Satz. Er fiel, rollte über die Schulter ab und kam mit einer eleganten, fließenden Bewegung wieder auf die Füße. Ich hatte selten jemanden gesehen, der sich so schnell und geschickt zu bewegen imstande war. Schnell hatte er einen großen Vorsprung vor Howard und mir.

Aber der Fremde versuchte nicht, den Ausgang zu erreichen – im Gegenteil.

Die schmale Tür unter der Treppe bemerkte ich erst, als er sie aufriß und hindurchstürmte.

»Er will in den Keller!« schrie Howard. »Hinterher!«

Er riß im Vorüberlaufen einen Säbel von der Wand und stürmte mit gesenkten Schultern durch die Tür.

Der Fremde hatte das Ende der schmalen, steil in die Tiefe führenden Treppe fast erreicht, als ich dicht hinter Howard durch die Kellertür drängte. Howard fluchte vor Zorn und Enttäuschung, als er sah, daß ihm sein Opfer zu entkommen drohte, streckte den Säbel vor und raste, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, in die Tiefe.

Ein großer, mit allerlei Unrat und Gerümpel vollgestopfter Raum nahm uns auf. Das Licht sickerte durch wenige, schmale Fenster hoch oben unter der Decke, und ein Hauch von Feuchtigkeit und Kälte schlug uns entgegen. Die nackten Wände reflektierten das Geräusch unserer Schritte und warfen sie als verzerrte, unheimlich hallende Echos zurück. Und dann sahen wir den Fremden. Er war in der Mitte des Raumes stehen geblieben und hatte uns mit erhobenem Säbel erwartet.

Nun sprang er Howard einen Schritt entgegen und führte die Waffe in einem blitzartigen, halbkreisförmigen Hieb.

Seine Klinge traf Howards Säbel dicht über dem Heft und zerschmetterte ihn.

Howard schrie auf, stürzte und rollte sich instinktiv zur Seite, als er sah, daß der Mann den Säbel nun mit beiden Händen schwang und zu einem letzten Hieb ausholte.

Ich setzte alles auf eine Karte. Mit aller Kraft stieß ich mich ab, zog die Beine an den Körper und trat noch im Sprung zu. Den Tritt hatte ich von einem Chinesen in den New Yorker Slums gelernt. Doch anscheinend war ich kein sehr guter Schüler gewesen. Der Fremde wich mir nur zu leicht aus und ließ mich ins Leere stürzen. Unbeholfen prallte ich auf den harten Steinboden. Ein scharfer, glühender Schmerz schoß durch meine Kiefer. Meine Handgelenke schienen zu brechen, als ich versuchte, dem Sturz die allergrößte Wucht zu nehmen.

Mit einem Schrei wälzte ich mich herum, sprang auf die Füße und torkelte abermals auf den Maskierten zu. Er stand ganz ruhig da, das Schwert mit ausgestreckten Armen vor sich haltend. In seinen Augen blitzte ein sonderbares Feuer, als sich unsere Blicke trafen.

Aber er schlug nicht zu. Statt dessen wirbelte er herum, stieß sein Schwert in den Gürtel und rannte davon. Für eine Sekunde war ich völlig perplex. Er hätte mich töten können. Warum floh er?

Doch jetzt war nicht der Augenblick, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich stürmte hinter dem Maskierten her. Der Fremde rannte mit gesenktem Kopf zwischen den aufgestapelten Kisten und Körben hindurch – direkt auf eine niedrige Tür an der Schmalseite des Raumes zu.

Er erreichte sie wenige Sekunden vor mir, riß sie auf und stürmte hindurch. Auch ich überwand die letzten Schritte mit einem wütenden Satz, riß mit aller Macht am Türgriff und –

Ich wußte hinterher nicht genau zu sagen, warum ich die Gefahr nicht bemerkte und irgendwie reagierte. Wahrscheinlich spielten mir meine eigenen, überschnellen Reflexe in diesem Moment einen bösen Streich, denn ich warf mich mit aller Kraft nach vorne und durch die Tür.

Daß dahinter eine massive, gemauerte Wand war, bemerkte ich einen Sekundenbruchteil zu spät.

* * *

Als ich erwachte, lag ich auf dem harten Kellerboden, und der helle Fleck über mir wurde langsam zu Howards Gesicht.

»Alles in Ordnung, Junge?« fragte er besorgt.

Ich nickte, verzog das Gesicht, als mein Kopf mit einem dumpfen, pochenden Schmerz auf die plötzliche Bewegung reagierte, und versuchte mich hochzustemmen. Für einen Moment begann sich der Keller um mich herum zu drehen, und ich mußte mich an Howards Arm festhalten, um nicht erneut zu stürzen. Als ich die Hand hob und vorsichtig nach meiner Stirn tastete, fühlte ich eine mächtige Beule.

»Wie oft muß ich dir eigentlich noch sagen, daß du nicht versuchen sollst, mit dem Kopf durch die Wand zu rennen?« fragte Howard in einem Anflug von Galgenhumor.

Ich schenkte ihm einen giftigen Blick, schob seine Hand beiseite und näherte mich – weitaus langsamer als beim ersten Mal – der Tür. Sie war wieder geschlossen, und obwohl ich genau wußte, was ich dahinter zu erwarten hatte, ließ mich der Anblick für Sekunden den Atem anhalten und verblüfft auf die uralten, von Moder und Feuchtigkeit fleckig gewordenen Steine dahinter starren.

»Das ist doch nicht möglich!« entfuhr es mir. »Verdammt, Howard, ich habe gesehen, wie er durch diese Tür gegangen ist.«

»Ich auch«, antwortete Howard düster.

Ungläubig tastete ich mit den Fingerspitzen über den morschen Stein. Ich rechnete fast damit, meine Fingerspitzen in seine Oberfläche eindringen zu sehen, aber er war massiv; natürlich, massiv und undurchdringlich. Der pochende Schmerz in meiner Schläfe wäre nicht nötig gewesen, mich davon zu überzeugen.

»Diese Wand muß schon ziemlich lange hier stehen«, sagte Howard. »Sieh dir den Moder an – er ist zum Teil mit dem Türrahmen verwachsen. So etwas dauerte Jahre!«

»Aber welcher Trottel würde einen Türrahmen vor eine massive Mauer bauen?«

Howard zuckte mit den Achseln. »Vielleicht hat sie jemand

zugemauert. Aber wenn, dann vor ziemlich langer Zeit. Und jetzt frag mich bloß nicht«, fuhr er mit leicht erhobener Stimme fort, »wie dieser Bursche durch die Wand gekommen ist. Ich weiß es so wenig wie du. Was mich viel mehr interessiert, ist die Frage, wer er war.« Er blickte mich scharf an. »Hast du ihn je zuvor gesehen?«

Ich verneinte. Von seinem Gesicht war nicht viel zu erkennen gewesen, aber ich wußte zumindest, daß ich jemanden wie ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Allein die Schnelligkeit, mit der er sich bewegte, hatte etwas Übernatürliches gehabt.

»Noch nie«, antwortete ich. »Ich weiß weder, wer er war, noch was er wollte.«

Howard lachte rauh. »Uns umbringen, was sonst?«

»Glaubst du? Er hatte mehr als eine Gelegenheit, uns beide zu töten. Er hat es nicht gewollt.«

Howard blickte mich einen Moment zweifelnd an. Dann hob er die Hand und tastete nachdenklich über seine Schläfe, dort, wo ihn die Klinge des Angreifers getroffen hatte. Mit der Breitseite getroffen hatte. Der Hieb hätte ihm auch den Schädel spalten können.

»Du hast recht«, murmelte er. »Als du von... der Treppe gestürzt bist, hat er dich sogar gerettet. Aber was wollte er dann?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Vielleicht stehlen. Wir sollten hinaufgehen und sehen, ob irgend etwas fehlt. Vielleicht ein Kronleuchter.«

Howard verzog das Gesicht, ging aber nicht weiter auf meine Worte ein; vielleicht spürte er, daß sie nicht halb so scherzhaft gemeint waren, wie sie im ersten Moment klangen. Trotzdem nickte er schließlich. »Du hast recht – gehen wir hinauf. Hier können wir ohnehin nichts mehr ausrichten.«

Nach einem letzten, verstörten Blick auf die zugemauerte Tür wandte ich mich um und ging zur Treppe zurück.

Ich fand erst jetzt wirklich Gelegenheit, mich im Keller umzusehen. Eigentlich gab es nichts Besonders – er war sehr groß, und die Decke war, wie bei Kellern in alten Häusern oftmals üblich, mehrfach gewölbt und wurde von einer Reihe fast mannsdicker Stützpfeiler getragen. Trotz seiner Größe wirkte er eher beengt, denn er war fast zum Bersten mit Kisten, Fässern und in Tuch eingeschlagene Ballen

vollgestopft, die – ihrem verstaubten Äußeren nach zu urteilen – schon seit sehr langer Zeit unangetastet hier liegen mußten. Das Licht, das durch die wenigen vergitterten Fenster hereinfiel, wirkte grau und blaß. Und...

Ich war mir nicht sicher, und ich blieb auch nicht stehen, um mich zu überzeugen, aber ein paar der Linien und Winkel kamen mir falsch vor.

Das Gefühl war schwer in Worte zu kleiden, aber es war, als gäbe es hier und da einen Winkel, den es eigentlich nicht geben durfte, eine Linie, die gleichzeitig gerade und gekrümmt war, ein Rechteck, dessen Winkel mehr als dreihundertsechzig Grad maß.

Ich versuchte den Eindruck abzuschütteln. Es war nicht das erste Mal, daß ich so etwas sah – die Welt, in die ich getreten war, seit ich das Erbe meines Vaters übernommen hatte, war nicht die Welt der Menschen. Es gab Dinge in ihr, die dem menschlichen Begriffsvermögen entzogen waren, Dinge, die krank machten oder töten konnten, wenn man versuchte, ihr Geheimnis zu ergründen. Ich würde den Keller untersuchen müssen. Später.

Ohne daß ich es selbst gemerkt hatte, waren meine Schritte langsamer geworden, und Howard hatte die Treppe bereits halb erklommen, als ich sie erreichte.

Über uns fiel die Tür mit einem schmetternden Krachen ins Schloß.

Ein schwerfälliges Zucken lief durch die Treppe.

Howard schrie auf, verlor das Gleichgewicht und griff blindlings nach dem Treppengeländer, als er fiel.

Das morsche Holz zerbrach unter seinem Griff; das Geländer barst, fiel wie eine bizarre Reihe übergroßer Dominosteine, und für Sekunden war der Keller vom Bersten und Splittern des zerbrechenden Holzes erfüllt.

Im gleichen Moment erbebte die Treppe unter einem zweiten, mörderischen Hieb. Ich sah, wie die Stufen zerbrachen, sich in einer unmöglich erscheinenden Bewegung zu einer schrägen, steil in die Tiefe führenden Ebene hochstellten, auf der Howard nach unten zu rutschen begann!

Gleichzeitig erreichte das Zucken das untere Ende der Treppe; das Geländer zersplitterte wie unter einem Hieb. Einer der Pfosten beugte

sich vor und zur Seite. Sein Ende zerbrach, zermalmt wie von einer unsichtbaren Gewalt. Das zersplitterte Ende reckte sich Howard entgegen wie eine Speerspitze.

Ich schrie auf und warf mich nach vorne, aber die Stufe, auf die ich meinen Fuß setzte, zerbrach; ein Brett schnappte hoch und traf mein Schienbein wie ein Hammerschlag.

Indessen rutschte Howard hilflos die schräge Ebene herunter, in die sich die Treppe verwandelt hatte. Er schrie verzweifelt. Seine Hände glitten haltlos an dem glatten Holz ab; Fingernägel brachen. Immer schneller und schneller glitt er auf den Fuß der Treppe zu.

Ich ignorierte den betäubenden Schmerz in meinem Bein, sprang vor und packte das Holz. Mit aller Gewalt zerrte ich daran, während Howard rasend schnell näher kam. Seine Augen waren entsetzt geweitet, und sein Schrei hallte unheimlich verzerrt von den Wänden wider.

Irgendwo unter mir zerbrach etwas. Ein mörderischer Schlag traf meine Rippen. Noch einmal warf ich mich zurück und zerrte mit letzter Kraft an dem Pfosten.

Er brach.

Eine halbe Sekunde später kam Howard wie ein lebendes Geschoß herangerast und riß mich mit sich. Aneinandergeklemmt kugelten wir über den Boden, bis uns eine der Kisten auf recht unsanfte Weise bremste.

Ich weiß nicht, wie lange ich reglos dasaß und auf das zerbrochene Holz in meinen Händen starrte, gelähmt vor Entsetzen und Schrecken, unfähig, mich zu rühren oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Schließlich war es Howard, der sich als erster hochstemmte und das Schweigen brach. »Mein Gott«, stammelte er. »Was... was war das?«

Ich sah auf. Howards Gesicht hatte alle Farbe verloren. Seine Mundwinkel zuckten, und aus seiner Nase und seiner aufgeplatzten Unterlippe sickerten Blut. »Wenn... wenn du nicht... nicht so schnell reagiert hättest«, murmelte er, »dann wäre ich aufgespießt worden wie ein... Schmetterling.«

Langsam ließ ich das Holz sinken, stemmte mich hoch und sah zur Treppe. Das unheimliche Knirschen und Bersten hatte aufgehört, und die Treppe war wieder zu dem geworden, was sie vorher war – die

Stufen hatten sich wieder in normale Treppenstufen zurückverwandelt.

Aber das Geländer war zerbrochen, und ein Teil der Treppe war geborsten, wie unter einem gigantischen Hammerschlag. Und wieder hatte ich nicht den Hauch einer schwarzen Magie gespürt. Wieder hatten mich meine magischen Kräfte nicht vor der Gefahr gewarnt.

»Laß uns gehen«, sagte ich.

»Gehen?« Howard kreischte fast. »Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich noch einen Fuß auf diese verhexte Treppe setze!«

Ich nickte. Auch ich war nicht gerade versessen darauf, das Schicksal noch einmal herauszufordern. »Gibt es noch einen anderen Ausgang?« fragte ich.

»Ja. Eine Treppe zum Garten hinauf«, sagte Howard mit einer entsprechenden Kopfbewegung tiefer in den Keller hinein. »Eine Steintreppe.«

Gegen meinen Willen mußte ich lächeln.

Howard sah sich immer wieder unsicher um, während wir durch die schmalen Gänge schritten, die zwischen den Kistenstapeln geblieben waren. Es war kalt, und durch die zum Teil zerbrochenen Fenster schlichen sich Feuchtigkeit und dünne Nebelschwaden ein.

Wieder durchstreifte mein Blick den Raum, und wieder bemerkte ich hier und da Linien und Winkel, die nicht stimmten, und an der Wand…

… den Schatten!

Der Anblick traf mich so überraschend, daß ich wie gegen eine unsichtbare Mauer geprallt stehenblieb und einen krächzenden Schrei ausstieß. Durch eines der Fenster fiel blasses Sonnenlicht herein, gerade kraftvoll genug, meinen und Howards Schatten auf die gegenüberliegende Wand zu werfen.

Und Howards Schatten war nicht der eines Menschen!

Howard fuhr herum, als er meinen Schrei hörte, sah mich eine halbe Sekunde verwirrt an, drehte mit einem Ruck den Kopf – und erstarrte ebenfalls, als er das groteske, tentakelschwingende Ding sah, was dort wogte, wo sein eigener Schatten neben meinem sein sollte. Dann, so

schnell, wie er gekommen war, verschwand der Schatten. Plötzlich waren wieder zwei ganz normale menschliche Schattenbilder an der Wand, aber etwas von der Kälte und Fremdartigkeit der Bestie schien zurückzubleiben. Und plötzlich fror ich. Ich hatte den Schatten an der Wand erkannt.

Es war nicht das erste Mal, daß ich ihn sah. Ich hatte sogar das Wesen, zu dem dieser Schatten gehörte, schon einmal gesehen, und ich hatte seine schwarze Seele in der meinen gespürt. Die weiße Haarsträhne über meinem rechten Auge war nur das äußere Zeichen meiner Begegnung mit einem dieser namenlosen Dämonen, die in Ermangelung einer anderen Bezeichnung die GROSSEN ALTEN genannt wurden.

»Mein Gott, Robert«, murmelte Howard. »Was... was geschieht hier? Was geschieht mit diesem Haus?« Diesmal antwortete ich nicht darauf. Aber die Kälte schien zuzunehmen.

Plötzlich hatte ich es sehr eilig, den Keller zu verlassen.

* * *

Es war sehr still in dem feuchten Kellergewölbe geworden.

Keiner der neun Männer wagte es, auch nur einen Laut von sich zu geben, und selbst das Heulen des Windes, das von draußen hereindrang, schien gedämpft.

Langsam richtete sich der alte Mann auf. Seine Hand umspannte den Dolch so fest, als wollte er die Klinge aus weißem Elfenbein zermalmen, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Härte und Entschlossenheit, der selbst die Männer, die ihn seit Jahren kannten, bis ins Mark erschauern ließ.

»Ihr habt gesehen, was denen geschieht, die es wagen, meine Befehle zu mißachten«, sagte Necron. Er sprach nicht einmal besonders laut, aber in seiner Stimme schwang eine Kälte, die die Männer wie unter einem Hieb zusammenfahren ließ. Von der sichelförmig gekrümmten Klinge seines Dolches tropfte Blut auf den reglosen Körper zu seinen Füßen.

»Er hat versagt«, sagte Necron verächtlich. Der Mann war gestorben, ohne den geringsten Versuch einer Gegenwehr zu wagen. In seinen weit geöffneten, gebrochenen Augen stand noch immer der Ausdruck

ungläubigen Schreckens, den er empfunden haben mußte, als er die Waffe in Necrons Hand sah.

»Er wurde bestraft«, fuhr Necron fort. »Aber seine wahre Strafe wird ihn erst noch treffen, denn seine Seele wird vergehen wie die eines Unwürdigen, ohne in den unseren weiterzuleben. Sie wird gequält werden von den Dämonen des Jenseits, solange die Zeit besteht.« Er legte eine genau bemessene Pause ein, um seinen Worten das gehörige Gewicht zu verleihen, drehte sich dann um und wischte die Klinge an den Kleidern des Toten sauber.

Einer der neun Krieger trat vor und senkte demütig das Haupt. »Meister«, flüsterte. »Laßt mich gehen. Ich –«

»Nein!« unterbrach in Necron. »Keiner von euch wird allein gehen. Unsere Mission ist zu wichtig, um sie ein zweites Mal in Gefahr zu bringen. Craven ist nun gewarnt. Ich selbst werde gehen.«

»Aber Ihr könntet in Gefahr geraten, Herr!« protestierte einer seiner Begleiter.

»Gefahr?« Necron lächelte dünn. »Nein. In Gefahr gerate ich höchstens durch einen Narren wie deinen Kameraden, der gegen seinen Befehl handelte. Ich werde selbst gehen, heute abend, sobald die Sonne versunken ist. Ihr begleitet mich, doch um Andaras Sohn werde ich allein mich kümmern. Euch habe ich eine andere Aufgabe zugedacht...«

* * *

»Hier.« Howard beugte sich vor, blies mir eine übelriechende blaue Qualmwolke ins Gesicht und hielt mir mit einem aufmunternden Lächeln eine randvoll gefüllte Tasse entgegen. »Der Kaffee wird dir sicher gut tun.«

Ich nickte dankbar, griff mit spitzen Fingern nach der Tasse und nahm einen vorsichtigen Schluck des brühheißen, höllisch starken Getränkes. Wir waren durch den Garten zurück ins Haus gegangen, und Howard hatte mich hier herauf in den Salon geführt. Dr. Gray hatte sich uns angeschlossen und schweigend zugehört, während Howard berichtete, was unten im Keller geschehen war.

»Und du weißt wirklich nicht, wer dieser Mann war und was er von euch wollte?« fragte er. Es war vielleicht das zehnte Mal, daß er diese

Frage stellte, und meine Antwort bestand, wie die neun Male zuvor, aus einem Kopfschütteln. »Fragen Sie Howard, Doc«, sagte ich zwischen zwei Schlucken. »Ich glaube, er weiß mehr, als er zugibt.«

Obwohl ich nicht hinsah, sondern weiter in meine Tasse starrte, entging mir Howards rasches, schuldbewußtes Zusammenfahren keineswegs. Und auch Gray legte den Kopf auf die Seite und blickte ihn fragend an.

»Was meint Robert damit?«

»Nichts«, sagte Howard ausweichend. »Ich weiß auch nicht, warum er –«

Ich setzte die Tasse mit einem hörbaren Klirren auf den Tisch zurück und blickte ihn strafend an. »Hast du vergessen, daß man mich nicht belügen kann, Howard?« fragte ich sanft. »Du weißt mehr über diesen Vorfall, als du zugibst.«

»Ich... weiß überhaupt nichts«, sagte Howard. Aber er sagte es in einer Art, die das Gegenteil behauptete. »Ich glaube, ich habe einen Mann wie diesen schon einmal gesehen«, gestand er schließlich. »Aber ich bin mir nicht sicher. Laß mir etwas Zeit, Nachforschungen anzustellen.«

»Wie lange?« fragte Gray scharf. So einen Tonfall war ich gar nicht von ihm gewohnt. »Bis er wiederkommt und dich und Robert umbringt?« Sein Blick wurde hart. Er beugte sich vor, umklammerte die Sessellehne mit beiden Händen und starrte Howard herausfordernd an. »Sage es ihm!«

Howard zuckte erneut zusammen, senkte den Blick und blies eine Rauchwolke von sich, als wolle er sich dahinter verstecken.

»Was soll er mir sagen, Doktor?« fragte ich.

Howard seufzte gequält. »Bitte, Gray«, sagte er. »Ich brauche einfach ein wenig Zeit. Die Dinge sind kompliziert genug.«

»Verdammt, Howard – wenn Sie es nicht tun, dann tue ich es!« antwortete Gray scharf. »Was muß noch geschehen, ehe Sie begreifen, daß es ernst ist? Warum, glauben Sie denn, war dieser Kerl hier?«

Howard antwortete noch immer nicht, sondern zog nur eine Augenbraue hoch, drückte seine Zigarre im Aschenbecher aus und kramte sofort eine neue aus der Rocktasche. Ich unterdrückte ein

Seufzen. Howard ohne Zigarre war so unvorstellbar wie ein Ozean ohne Wasser, und der Gestank von brennendem Tabak war in meiner Erinnerung untrennbar mit seinem Gesicht verbunden – aber allmählich konnte man die Luft im Salon fast schneiden. Wenn Howard länger blieb, dann würde ich das Haus neu tapezieren lassen müssen.

»Vielleicht haben Sie recht, Doktor«, sagte Howard schließlich. Der Klang seiner Stimme gefiel mir nicht. Er lehnte sich zurück und nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarre.

Plötzlich riß mir die Geduld. »Verdammt, was ist denn los?« polterte ich. »Ihr beide benehmt euch wie kleine Kinder, die ein Geheimnis haben. Was ist passiert? Ist ein Krieg ausgebrochen?«

Ich versuchte zu lachen, aber das Lachen blieb mir im Halse stecken, als ich die Reaktion auf Howards Zügen bemerkte. Seine Miene verfinsterte sich, und ein Ausdruck tiefer Sorge glomm in seinen Augen auf.

»Ja, Robert«, sagte er. »Ich fürchte, die Antwort auf deine Frage ist ja. Und das, was du gerade erlebt hast, war nur die erste Schlacht.«

»Was... ist passiert?« fragte ich leise.

»Eine Menge«, erwiderte Howard ernst. »Wir hätten Arkham nie verlassen dürfen, Robert.«

Er schwieg einen Moment, starrte vor sich hin und tauschte einen langen, wissenden Blick mit Gray.

»Verdammt! Was ist geschehen?« Langsam saß ich auf glühenden Kohlen.

»Ich habe ein Telegramm erhalten, vor einigen Tagen. Professor Lengley hat es über den Telegraf der Western Union laufen lassen. Es muß ihn ein Vermögen gekostet haben.« Howard drehte die Zigarre nervös zwischen den Fingern.

»Er und Rowlf haben versucht, auf Shannon achtzugeben, nachdem du abgereist warst.«

»Versucht?« Ein eisiger Schrecken stieg in mir auf. »Ist Shannon...«

»Tot? Nein, das nicht. Drei Wochen nach deiner Abreise kamen die Männer nach Arkham, die ihm den Auftrag gaben, dich umzubringen.

Die Hexer von Salem. Sie haben ihn mit sich genommen. Vielleicht ist er auch freiwillig gegangen.« Howards Lippen bebten, als er fortfuhr. »Sie haben die Universität überfallen. Es gab einen Kampf und mehrere Tote. Rowlf wurde schwerverletzt. Aber er ist außer Lebensgefahr. Robert, der Angriff galt nicht nur Shannon. Die Hexer haben etwas gesucht!«

»Und was?« fragte ich, als Howard nicht weitersprach.

»Das NECRONOMICON«, sagte Gray. »Die Abschrift, die in der Universität aufbewahrt wird.«

»Und haben sie es bekommen?« fragte ich, sehr leise und mit einer Stimme, der man den eisigen Schrecken, den ich bei Howards Worten empfunden hatte, nur zu genau anhörte.

Howard schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich fürchte, sie wissen jetzt, daß du im Besitz des zweiten Exemplares bist. Necron ist...«

»Necron?«

»Ihr Meister«, erklärte Howard. »Der Herr der Drachenburg. Von dem Shannon seinen Auftrag erhielt, dich zu töten. Dieser Necron ist ein sehr mächtiger Zauberer; und er weiß, daß du ein Exemplar des Necronomicons besitzt. Der Mann, der uns vorhin dort oben überfallen hat, war einer seiner Killer, Robert.«

Ich starrte ihn an. »Vermutest du das – oder weißt du es?«

»Ich vermute es«, gestand Howard. »Aber es ist die einzige Erklärung. Ihr Versuch, das Buch aus den Tresoren der Universität zu stehlen, ist fehlgeschlagen. Es wäre nur logisch, wenn sie jetzt versuchen, sich dein Exemplar zu holen. Necron wird alles daransetzen, das Buch zu bekommen. Hast du es hier?«

Die Frage kam so überraschend, daß ich um ein Haar den Kopf geschüttelt und geantwortet hätte. Aber Howard stellte sie in einem so lauernden Ton, daß ich bei seinen Worten wie unter einem Hieb zusammenfuhr.

»Warum?« fragte ich.

Howard runzelte die Stirn. »Das ist eine ziemlich dumme Frage, findest du nicht?« sagte er. »Der Killer wird wiederkommen, mein Junge. Und wahrscheinlich nicht allein. Wir müssen das Buch in Sicherheit bringen, ehe es Necron in die Hände fallen kann.«

»Dort, wo es jetzt ist, ist es in Sicherheit«, antwortete ich ausweichend.

Howard seufzte. »Ich habe befürchtet, daß du so reagieren würdest«, behauptete er. »Du traust niemandem, wenn es um das Buch geht, wie? Nicht einmal mir.«

»Warum fragst du überhaupt, wenn du es schon weißt?« schnappte ich. »Verdammt, Howard, als dieses Buch das letzte Mal aufgeschlagen wurde, sind ein paar Dutzend Menschen gestorben, und eine halbe Stadt ist niedergebrannt.«

»Ich weiß«, antwortete Howard lakonisch. »Aber es wird noch viel mehr geschehen, wenn es in Necrons Hände fallen sollte.«

»Das wird es nicht«, behauptete ich. »Selbst wenn ich sterben sollte, bekommt er es nicht. Vielleicht wäre es überhaupt das beste, wenn dieses verdammte Manuskript endlich vernichtet würde.«

Howard seufzte, trank einen Schluck Kaffee und sah mich über den Rand seiner Tasse hinweg prüfend an. »Wo ist es?« fragte er.

Etwas an der Art, in der er die Frage stellte, störte mich. Ich setzte zu einer Antwort an, biß mir aber statt dessen nur auf die Zungenspitze und schüttelte stur den Kopf. »Nein«, sagte ich. »Das wird niemand erfahren. Nicht einmal du, es ist zu gefährlich.«

»Aber –«

»Es tut mir leid«, sagte ich, so scharf, daß er unwillkürlich die Tasse senkte und mich stirnrunzelnd ansah; beinahe erschrocken.

»Ich habe geschworen, dieses Buch nie wieder anzurühren, und ich werde diesen Schwur halten«, sagte ich. »Ich weiß, was geschieht, wenn ich es berühre.«

»Aber du weißt nicht, was geschieht, wenn du es nicht tust!« fuhr Howard auf. Dr. Gray warf ihm einen raschen, warnenden Blick zu. Howard atmete hörbar ein.

»Robert«, sagte Gray. »Ich –«

»Es hat keinen Zweck, wenn Sie versuchen, mich zu überreden, Doktor«, sagte ich. »Dieses Buch ist zu gefährlich. Ich bin Howard und ihnen dankbar für die Warnung, aber das, was gerade geschehen ist, bestärkt mich noch in meinem Entschluß. Niemand wird erfahren, wo

es ist.«

»Ich könnte dich zwingen, es mir zu geben, Robert«, sagte Howard leise.

Ich erstarrte.

Das war doch nicht Howard, der da sprach, nicht mein Freund Howard, der an meiner und der Seite meines Vaters gekämpft hatte! Was war nur in diesen vier Wochen mit ihm geschehen?

Fassungslos starrte ich ihn an, suchte einen Moment nach Worten und stand schließlich mit einem Ruck auf.

Howard schien zu bemerken, daß er mit seinen Worten über das Ziel hinausgeschossen war. Hastig erhob er sich ebenfalls und trat um den Tisch herum auf mich zu. »Es tut mir leid, Robert«, sagte er. »Ich habe mich hinreißen lassen. Ich hätte das nicht sagen dürfen. Verzeih mir.«

Zum ersten Mal, seit ich Howard wiedergesehen hatte, spürte ich seine Unsicherheit. Er wirkte ruhig und gelöst wie immer, aber Howard war ein Mensch, der auch dann noch voller Heiterkeit lächeln würde, wenn man ihn an Händen und Füßen gefesselt von der Tower Bridge warf. In Wirklichkeit, das spürte ich plötzlich, war er mehr als nur nervös.

Er war verzweifelt.

Und halb verrückt vor Furcht.

Trotzdem ignorierte ich seine ausgestreckte Hand, wandte mich mit einem Ruck um und stürmte aus dem Zimmer.

Mit einem Male hatte ich Angst vor ihm.

* * *

Schon den ganzen Tag über war es nicht richtig hell geworden. Die tief hängende Decke aus grauen Regenwolken, in die sich hier und da noch immer Schneeregen mischte, war während des ganzen Tages nicht aufgerissen, so daß die Dämmerung im Grunde nie aufgehört hatte, sondern nur ein wenig heller wurde, um jetzt, am Abend, wieder in die Schatten der Nacht hinüberzugleiten.

Die Straßen waren nur dünn bevölkert gewesen; einige wenige

Fußgänger waren vorübergehastet, die Mantelkragen hochgeschlagen und die Hüte tief ins Gesicht gezogen, und ein paar Fuhrwerke hatten mit ihrem hellen Klappern die Stille durchbrochen.

Niemand hatte die Gestalten bemerkt, die sich dem dreistöckigen Haus am Ashton Place näherten. Es waren neun hochgewachsene schlanke Männer, in bodenlange dunkle Mäntel gehüllt, und ein zehnter, etwas kleinerer Mann, wie die anderen in lichtschluckendes Schwarz gekleidet, aber schlanker und vom Alter gebeugt.

Lautlos wie Schatten hatten die Männer die zwei Meter hohe Mauer überwunden, die den Park auf der rückwärtigen Seite des Anwesens umschloß. Dann waren sie, den Schutz von Bäumen und einzeln stehenden Ziersträuchern geschickt ausnutzend, bis zur Rückseite des Gebäudes vorgedrungen und mit den schwarzen Schlagschatten des Hauses verschmolzen. Die drei Hunde, die auf dem Gelände streunten, lagen tot in ihrem Blut, gut versteckt hinter einem Busch. Nicht einer von ihnen war auch nur dazu gekommen, ein warnendes Bellen von sich zu geben.

Sie warteten. Reglos, mit der Geduld von Männern, die gelernt hatten, Stunden – und wenn es nötig war, Tage – in der gleichen Stellung auszuharren, hockten sie da und warteten, bis die Nacht vollends hereingebrochen war und sich Dunkelheit wie eine finstere Decke über dem Park ausgebreitet hatte.

Dann begannen sechs von ihnen an der Wand emporzusteigen. Rasch und geschickt, mit sonderbaren, fließenden Bewegungen. Übergroßen schwarzen Spinnen gleich, glitten sie an der Mauer empor, umgingen geschickt Fenster und Balkone und erreichten in wenigen Augenblicken das oberste, dritte Stockwerk des Hauses. Hier, dicht unter dem burgartigen flachen Dach mit den angedeuteten Schmuckzinnen, gab es nur wenige Fenster, und sie waren alle vergittert.

Eine der Gestalten kletterte weiter, während die anderen reglos unter ihr warteten. Sie erreichte eines der Fenster, hielt sich mit der linken Hand an dem geschwärzten Ziergitter fest und machte sich mit der anderen am Mauerwerk zu schaffen. Eine Weile geschah nichts; nur ab und zu drang ein gedämpfter, metallischer Laut durch die Nacht. Dann bewegte sich der Mann wieder, verlagerte sein Gewicht und schwang scheinbar schwerelos vom Fenster weg, mit Zehen und Fingerspitzen Halt an winzigen Rissen und Mauervorsprüngen findend. Das Ziergitter löste sich aus seiner Halterung und fiel in die Tiefe. Der dichte, vom tagelangen Regen aufgeweichte Rasen verschluckte das

Geräusch seines Aufpralles fast vollkommen. Während die Männer durch das Fenster glitten und im Inneren des Gebäudes verschwanden, richtete sich tief unter ihnen der Alte hinter seiner Deckung auf und sah sich um. Er spürte, daß sie nicht allein waren. Das Fremde war ihnen gefolgt, nicht unmittelbar, aber dichtauf. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis es das Haus erreichte und mit all seiner Macht zuschlug.

Aber Necron wußte, daß er sich auf seine Männer verlassen konnte. Sie spürten die Gegenwart des Bösen so deutlich wie er, aber anders als er wußten sie nicht, was es wirklich war. Es machte ihnen Angst, und sie würden alles tun, ihre Aufgabe zu beenden, bevor es das Haus erreichte. Das allein zählte.

Als der Alte das nächste Mal den Blick hob und nach oben sah, war von den sechs Männern keine Spur mehr zu entdecken. Mit einem zufriedenen Lächeln richtete er sich auf, bedeutete den drei anderen mit Gesten, zurückzubleiben, und huschte geduckt davon, auf die schwach erleuchtete Hintertür des Hauses zu.

Über ihm, im Inneren des Hauses, verharrten die sechs Männer kurz.

Der Raum, der hinter dem aufgebrochenen Gitter lag, war vollkommen leer. In der Luft hing der muffige Geruch alter Tapeten, und die Schritte der Männer wirbelten Staub auf, der seit einem Jahrzehnt nicht mehr berührt worden war.

Einer der Schatten huschte zur Tür und machte sich am Schloß zu schaffen. Ein helles, metallisches Klicken wie das Spannen eines Revolverhahnes durchbrach die Stille, dann schwang die Tür einen halben Fingerbreit nach außen, und ein Streifen blassen, gelben Lichtes fiel in den Raum.

Zwei, drei Minuten lang erstarrten die Männer zu vollkommener Reglosigkeit. Aus den Tiefen des Hauses drangen Geräusche: Schritte, das gedämpfte Murmeln von Stimmen, das Klirren von Glas und Geschirr in der Küche; Laute, die den Sinnen eines weniger geübten Menschen entgangen wären, die für die sechs Krieger aber deutliche Hinweise waren. Steine in einem Mosaik, das ihnen verriet, wie es im Innern des Hauses aussah und wie viele Menschen sich wo aufhielten.

Erst, als sie vollkommen sicher waren, nicht entdeckt zu werden, erhoben sie sich einer nach dem anderen aus der zusammengekauerten Stellung, in der sie gewartet hatten, und huschten auf den Flur hinaus. Zwei von ihnen glitten nach links davon

und postierten sich an der Treppe, während die anderen auf die verschlossene Tür am Ende des Flures zuhuschten.

Die drei Personen, die sich in dem Zimmer dahinter aufhielten, fanden nicht einmal mehr Zeit, einen Schreckensschrei auszustoßen. Zwei der Krieger ergriffen die Schwester und den Krankenpfleger, die neben der Tür an einem kleinen Tisch gesessen und Karten gespielt hatten; ihre Finger suchten nach einem bestimmten Nervenknoten im Nacken ihrer Opfer und drückten zu. Die beiden Menschen sanken reglos zu Boden; starr, aber mit weit aufgerissenen, starren Augen. Sie waren nicht tot, nicht einmal bewußtlos, denn die Männer töteten nicht aus purer Lust, sondern nur, wenn es ihr Auftrag oder unumgänglich war, aber ihre Muskeln waren gelähmt, und es würde Stunden dauern, ehe sie wieder einen Finger rühren oder auch nur einen Laut von sich geben konnten.

Die beiden anderen ergriffen das Mädchen auf dem Bett, betäubten es auf die gleiche Weise wie seine beiden Bewacher und fesselten es.

Nicht einmal eine Minute war vergangen, als die vier Männer das Zimmer wieder verließen. Einer von ihnen trug den reglosen Körper des Mädchens über der Schulter. Lautlos huschten sie zu dem Raum zurück, durch den sie in das Haus eingedrungen waren.

Die beiden anderen zogen ebenso lautlos ihre Waffen und begannen, geduckt und hintereinander, die Treppe hinabzusteigen...

* * *

Vor einer Stunde war es dunkel geworden, und nachdem wir – Howard, Dr. Gray und ich – unten im Salon ein hastiges Abendessen eingenommen hatten, war es im Haus rasch still geworden. Auch ich verspürte Müdigkeit wie eine unsichtbare Last, die an meinen Gliedern zerrte. Es war ein anstrengender Tag gewesen und ich war seit den frühen Morgenstunden auf den Beinen – eigentlich wäre es das Klügste gewesen, Howards Beispiel zu folgen und zu Bett zu gehen.

Aber ich wußte, daß ich keinen Schlaf gefunden hätte. Zu viele Dinge gingen mir durch den Kopf, und die Welt, die heute morgen noch halbwegs in Ordnung gewesen war, war plötzlich gründlich durcheinandergewirbelt worden.

Ich wußte nicht, was mich mehr verwirrte – dieses sonderbare, verhexte Haus, in dem Kronleuchter von der Decke fielen, Türen zu tödlichen Schafotts und Treppen zu mörderischen Fallgruben wurden

– oder Howards sonderbares Verhalten.

Er schien wie ausgewechselt. Zuerst war mir sein Benehmen nicht aufgefallen, und dann hatten sich die Ereignisse zu sehr überschlagen, als daß ich überhaupt Gelegenheit gehabt hätte, einen klaren Gedanken zu fassen, aber – war der Mann, mit dem ich gerade zusammen gegessen hatte, wirklich noch Howard? Nicht, daß ich an seiner Identität zweifelte, nein – aber war er noch der Howard, den ich kannte? Und wenn ja, was mochte geschehen sein, ihn so zu verändern?

Natürlich fand ich keine Antwort auf diese Frage, aber das Gefühl von Unsicherheit und Verwirrung blieb und wurde nur schlimmer. Schließlich versuchte ich mich dazu zu zwingen, an etwas anderes zu denken, drehte den Knauf des Stockdegens in meinen Händen, sah auf meine Uhr und verglich ihre Anzeige mit dem Zifferblatt der monströsen Standuhr, die die Ecke neben dem Kamin beherrschte.

Howard hatte auf meine Frage, was es mit dieser Uhr auf sich hatte, nur mit einem Achselzucken geantwortet, und auch die Diener, die ich gefragt hatte, hatten mir nicht mehr sagen können, als daß sie schon immer hier gestanden hatte.

Die Uhr war ein Monstrum, in jeder Beziehung – so alt, daß das Holz an gewissen Stellen schon anfing, hart und grau wie Stein zu werden, und mit drei zusätzlichen kleinen Zifferblättern, die ein ungleichmäßiges Dreieck unter der großen, normalen, Anzeige bildeten. Was sie anzeigten, wußte kein Mensch – auf jeden Fall nicht die Zeit. Eines hatte drei Zeiger, das zweite überhaupt keine, und auf dem dritten drehten sich drei kleine spiralige Scheiben, daß es einem schwindelte, wenn man zu lange hinsah.

Die Uhr war ungefähr das geschmackloseste Möbelstück, das ich jemals gesehen hatte – und ich habe eine Menge Dinge zu Gesicht bekommen – aber irgend etwas hatte meinen Vater wohl stets davon abgehalten, sie wegzuwerfen und den Platz besser zu nutzen. Das große Uhrwerk hinter dem Zifferblatt zeigte immerhin pünktlich die Uhrzeit an.

Ich betrachtete die chronographische Mißgeburt noch einen Moment, lehnte meinen Stockdegen gegen den Kaminsims und ging zum Fenster. Es war kurz nach acht, und das Leben draußen auf den Straßen schien mit Einbruch der Dämmerung vollends erstorben zu sein. Hinter den Fenstern der Häuser flackerte Licht, und im Süden war das glitzernde Band der Themse wie eine schwarze Schlucht im

Lichtermeer der Stadt zu erkennen. Ein Bild von täuschendem Frieden.

Der Angriff kam so überraschend, daß meine Reaktion um Haaresbreite zu spät gekommen wäre.

Ein Schatten wuchs hinter mir auf und spiegelte sich verzerrt in der Scheibe vor meinem Gesicht, dann zischte etwas durch die Luft, verfehlte meine Schläfe um Millimeter und schlug mit solcher Wucht gegen den Kaminsims, daß Funken aus dem Stein stoben. Ich prallte zurück, glitt auf einem Läufer aus und fiel.

Der Sturz rettete mir das Leben. Ein silberner Blitz fuhr durch die Luft, dort, wo ich vor Sekundenbruchteilen noch gestanden hatte.

Das Schwert hämmerte dumpf mit der Breitseite auf den Parkettboden, kam wieder hoch und beschrieb einen kompliziert aussehenden Bogen – und zuckte wie eine angreifende Kobra auf mich herab!

Ich reagierte, ohne zu denken. Ich hatte gelernt, fair zu kämpfen, selbst wenn es um Leben und Tod ging, aber erstens ist es nicht gerade fair, einen Unbewaffneten mit einem meterlangen Schwert anzugreifen, und zweitens waren meinen Instinkten meine antrainierten Skrupel herzlich egal. Meine Hand krallte sich in den Läufer und zog mit einem kurzen, harten Ruck daran.

Der Angreifer verlor das Gleichgewicht, hing einen Moment in einer fast unmöglichen Schräglage mit wild rudernden Armen in der Luft und krachte schließlich schwer zu Boden.

Diesmal war ich eine Winzigkeit schneller als er.

Wir kamen beinahe gleichzeitig auf die Beine, aber als er sich hochstemmte und sein Schwert aufhob, war ich bereits heran und versetzte ihm einen gezielten Tritt.

Der Angreifer keuchte, blieb eine Sekunde reglos auf den Knien hocken – und fiel benommen zur Seite.

Hastig hob ich sein Schwert auf und legte es auf den Kaminsims, wo es erst einmal außer Reichweite war, dann öffnete ich die Schublade des Schreibtisches, von der ich wußte, daß sie eine Waffe enthielt, nahm den Revolver hervor und kontrollierte sorgfältig die Trommel. Erst dann drehte ich mich wieder zu meinem ungebetenen Besucher herum.

Der Kerl mußte einen Schädel aus Granit haben, denn er stemmte sich bereits wieder auf Hände und Knie hoch und sah zu mir herüber – wenn auch noch aus leicht verschleiert wirkenden Augen.

Ich hatte erst jetzt Gelegenheit, ihn näher in Augenschein zu nehmen. Es war alles zu schnell gegangen, als daß ich ihn deutlicher denn als schwarzen Schatten erkannt hätte – aber viel mehr vermochte ich auch jetzt noch nicht zu sehen.

Er war nicht sehr groß, das sah ich, obwohl er auf den Knien hockte und zur Bewegungslosigkeit erstarrt war. Sein Gesicht war fast zur Gänze unter der Kapuze des schwarzen, bodenlangen Mantels verborgen, in den seine Gestalt gehüllt war. Alles, was ich sehen konnte, war ein schmallippiger, dünner Mund, der von einem schwarzen Bart eingerahmt war. Es war seltsam – wieder hatte ich den Eindruck gehabt, daß der Angreifer sein Schwert nicht tödlich geführt hatte. Er hätte mich eigentlich schon beim ersten Schlag treffen müssen. Was steckte dahinter?

»Also«, begann ich. »Wer sind Sie, und was wollen Sie hier?«

Er antwortete nicht, sondern starrte mich nur weiter schweigend unter seiner Kapuze hervor an, und mir fiel auf, wie faltig und zerfurcht sein Gesicht wirkte. Und ungewöhnlich blaß. Er mußte fast ein Greis sein – aber ein Greis mit den Kräften eines Athleten. Jedenfalls war er nicht der Mann, der Howard und mich am Nachmittag angegriffen hatte.

Er bewegte sich. Ich hob die Waffe ein wenig und spannte den Hahn. In der Stille, die nach dem kurzen Kampf in der Bibliothek eingekehrt war, klang das Knacken wie ein Peitschenhieb. Der Fremde erstarrte wieder.

Fast.

Ich hatte halbwegs mit einem Angriff gerechnet, und trotzdem kam seine Bewegung so schnell, daß ich kaum mehr die Zeit fand, zu reagieren. Seine Hand zuckte unter dem Mantel hervor, in einer Bewegung, die so schnell war, daß ich sie nicht einmal richtig sah. Gleichzeitig federte er in einem schlichtweg unmöglichen Satz auf die Füße und auf mich zu. In seinen Fingern blitzte ein gekrümmter Dolch. Diesmal schien er ernst zu machen.

Mir blieb keine Wahl.

Ich drückte ab.

Der Schuß war auf seine Schulter gezielt, aber er bewegte sich zu schnell – und sprang direkt in die Schußbahn!

Sein Körper schien von einer Riesenfaust getroffen und wie eine Puppe zurückgeschleudert zu werden. Er schrie, ließ das Messer fallen, krümmte sich und taumelte rückwärts davon, prallte gegen den Kaminsims und fiel erneut zu Boden. Ein Zipfel seines Mantels geriet in die Flammen und fing Feuer.

Ich stieß einen Fluch aus, warf den Revolver von mir und eilte auf ihn zu, um ihn aus dem Feuer zu ziehen. Es waren nur wenige Schritte bis zum Kamin, aber als ich ihn erreichte, stand sein Mantel bereits in Flammen, und die Hitze schlug mir wie eine unsichtbare glühende Hand ins Gesicht.

Der Alte bewegte sich. Ich fiel auf die Knie, griff nach seinen Schultern, um ihn aus der Glut zu zerren und das brennende Kleidungsstück herunterzureißen – und fiel keuchend zurück, als mich ein Fausthieb traf!

Ich rollte herum und sah aus den Augenwinkeln, wie der Alte aufsprang und nach mir trat! Ich versuchte den Tritt abzufangen, schaffte es aber nicht ganz, rollte zur Seite und kämpfte einen Herzschlag lang gegen schwarze Bewußtlosigkeit.

Als die grauen Schleier vor meinen Augen wichen, bot sich mir ein Anblick wie aus einem Alptraum.

Der Alte hatte seine Waffe vom Kaminsims gerissen und hoch über seinen Kopf erhoben, aber er war nur als flackernder Schemen zu erkennen.

Grellweißes Feuer hüllte ihn wie ein lodernder Mantel ein. Er schrie, hoch und schrill, stieß Worte in einer fremden, guttural klingenden Sprache aus und taumelte auf mich zu, das Schwert in beiden Händen.

Die Hitze war unerträglich. Wo er ging, zerfiel der Teppich zu schwarzer Asche, und das Parkett darunter begann zu schwelen.

Ich sprang auf, packte den nächstbesten Gegenstand – es war eine Petroleumlampe – und schleuderte sie nach ihm. Er machte nicht einmal einen Versuch, dem Wurfgeschoß auszuweichen. Die Lampe traf seine Schulter, zerbrach und ging in brüllende Flammen auf.

Aber er fiel nicht.

Er blieb stehen. Sein Körper begann zu zittern, und ich sah, wie die Klinge des Schwertes langsam in dunklem, drohendem Rot zu glühen begann –

Das Feuer mußte heiß genug sein, um Eisen zu schmelzen, und doch torkelte er weiter auf mich zu, langsam, schleppend und unendlich mühevoll, aber unerbittlich. Wo er ging, blieb eine Spur aus prasselnden Flammen zurück.

Endlich erspähte ich meinen Revolver auf dem Fußboden. Er lag ein Stück neben dem Unheimlichen – und in der Trommel waren noch fünf Kugeln!

Mit der Kraft der Verzweiflung hechtete ich an dem brennenden Mann vorbei, rollte mich ab und sprang nach der Waffe. Ich bekam sie zu fassen, rollte mich auf den Rücken und schoß drei, vier, fünfmal hintereinander, bis die Trommel leer war und der Hammer klickend ins Leere schlug.

Jede einzelne Kugel traf.

Ich sah, wie grellweiße Feuerbälle dort aufflammten, wo die Geschosse in die glühende Flammensäule schlugen, wie der Körper darunter bis ins Mark erschüttert wurde – und weiter auf mich zukam!

Der Anblick lähmte mich. Ich ließ die nutzlos gewordene Waffe fallen und kroch rücklings vor dem Unheimlichen davon, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Der Angreifer taumelte. Die Waffe entglitt seinen Händen und fiel polternd zu Boden, um ein weiteres Stück des Teppichs in Brand zu setzen, aber der Mann kam noch immer auf mich zu. Brennende Fetzen seines Gewandes fielen zu Boden wie kleine, glühende Meteore. Er kam näher, blieb einen halben Meter vor mir stehen und hob die Arme. Seine schrecklichen Hände öffneten sich zu einem letzten, tödlichen Griff!

Ein dumpfer Schlag mischte sich in das rasende Hämmern meines Herzens. Ein Schuß peitschte, lauter und dumpfer als die Revolverschüsse, die ich abgefeuert hatte, dann erschien eine riesige, unglaublich breitschultrige Gestalt hinter dem brennenden Mann, hob ihn hoch – und warf ihn mit einer wütenden Bewegung quer durch das Zimmer gegen das Fenster!

Scheibe und Rahmen zerbrachen. Die Gardinen flammten auf wie trockenes Laub, als der Gluthauch des Unheimlichen sie streifte. Der

Mann versuchte noch, sich festzuklammern – und stürzte mit einem Schrei in die Tiefe. Ein dumpfer Schlag folgte. Dann war Stille.

Wie durch einen roten Schleier sah ich, wie mein Retter die Flammen ausschlug, die auf seine Ärmel übergegriffen hatten, und zum Fenster stürmte. Das Zimmer begann sich vor meinen Augen zu drehen und zu verbiegen. Mir war plötzlich übel und kalt, gleichzeitig schien mein Körper wie unter einem inneren Feuer zu glühen. Ich spürte, daß ich das Bewußtsein zu verlieren begann.

Das letzte, was ich wahrnahm, war Rowlfs breitflächiges Bullbeißergesicht, das sich vom Fenster abwandte und zu einem Grinsen zerfloß.

»Na, Junge«, sagte er. »Sieht aus, wie wenn wir grad noch im letzt'n Moment gekomm' wärn, wa?«

* * *

Ich konnte kaum länger als eine Minute ohne Bewußtsein gewesen sein, denn als ich die Augen das nächste Mal aufschlug, stand Rowlf noch immer am Fenster und blinzelte in die Dunkelheit hinaus. Eine Hand schlug mir immer wieder ins Gesicht, und als ich endlich den Kopf wandte und nach dem Quälgeist Ausschau hielt, erkannte ich Howards Gesicht, das zu einem Ausdruck tiefer Sorge verzogen war.

»Alles in Ordnung, Junge?« fragte er.

Ich nickte, stemmte mich hoch und schüttelte gleich darauf den Kopf. Mein Blick saugte sich an Rowlfs breitem Rücken fest. Rowlf!

»Was zum Teufel ist hier passiert?« fragte Howard. Seine Hand wies mit einer weit ausholenden Geste auf das verwüstete Zimmer. Die Luft war dick und grau vor Qualm, und hier und da flackerten noch immer kleine Brände und Nester roter Glut in dem geschwärzten Parkettfußboden.

»Was hier passiert ist?« murmelte ich verstört. Ich hatte Mühe, seinen Worten überhaupt zu folgen. Ich konnte nichts anderes, als Rowlf anzustarren.

Schließlich riß Howards Geduldsfaden. Mit einem ärgerlichen Knurren packte er mich an der Schulter und zwang mich recht unsanft, ihn anzusehen. »Verdammt, ich habe etwas gefragt!« schnappte er. »Was

ist passiert? Was machst du überhaupt hier? Ich dachte, du triffst erst morgen hier ein.«

Mühsam löste ich seine Hand von meiner Schulter. »Was ich hier mache?« fragte ich ungläubig. »Aber du hast… du hast mich doch selbst… und Rowlf… ich meine, wieso… was macht er hier überhaupt?«

Rowlf drehte sich vom Fenster weg und sah mich vorwurfsvoll an. »Hasse was 'gegen?« nuschelte er.

Vorwurfsvoll streckte er die Hände aus und deutete auf die großen, blutigroten Brandblasen, die langsam auf seinen geschwärzten Fingern entstanden. »Hast 'ne komische Art, danke zu sagen«, sagte er.

Ich starrte Howard an. Langsam zweifelte ich ernsthaft an meinem Verstand.

»Aber du… wir… wir wissen doch beide… Rowlf ist doch in Arkham, in der Universität. Du hast mir selbst erzählt, er wäre verletzt worden.«

»Ich habe dir das gesagt?« vergewisserte sich Howard. Ich nickte.

»Wann soll ich dir das gesagt haben, Robert?«

»Vor ein paar Stunden«, antwortete ich verstört.

»Vor ein paar Stunden, so«, wiederholte Howard. »Ich habe dich seit über vier Wochen nicht mehr gesehen, Robert«, fuhr er fort. »Nicht, seit ich aus Arkham abgereist bin.«

»Seit –« Ich stockte, setzte mich vollends auf und starrte abwechselnd ihn und Rowlf an. Mir fiel erst jetzt auf, daß Howard einen anderen Rock trug als noch am Nachmittag. Und als ich genauer hinsah, sah ich auch, daß die blutunterlaufene Beule an seiner Schläfe, wo ihn das Schwert des Angreifers getroffen hatte, verschwunden war.

»Robert, was geht hier vor?« fragte Howard, als ich nicht von mir aus antwortete. »Du solltest überhaupt nicht in diesem Haus sein, wenigstens jetzt noch nicht, sondern –«

»Ich bin seit heute mittag hier, Howard«, unterbrach ich ihn, leise, aber sehr ernst. »Dr. Gray hat mich hergebracht – und du selbst hast mich empfangen, unten an der Tür. Hast du das schon vergessen?«

»Dr. Gray?« vergewisserte sich Howard. »Bist du sicher?« Er runzelte die Stirn, stand auf und tauschte einen langen, sehr nachdenklichen Blick mit Rowlf.

»Howard, was bedeutet das alles?« fragte ich schließlich. »Wo kommt Rowlf plötzlich her, und wieso kannst du dich nicht erinnern, mich selbst begrüßt zu haben? Verdammt, wir haben vor einer Stunde miteinander zu Abend gegessen!«

»Nein, Robert«, antwortete er leise. »Ich weiß nicht, mit wem du zu Abend gegessen hast, aber vor einer Stunde war ich noch nicht einmal hier.«

»Und wo willst du sonst gewesen sein?«

Howard überging den spöttischen Ton in meiner Stimme, richtete sich ein wenig auf und deutete mit der Hand auf die Standuhr. »Dort.«

Ich drehte mich herum, musterte Howard noch eine Sekunde mit einer Mischung aus Zweifel und allmählich größer werdendem Schrecken, und ging auf die monströse Standuhr zu. Ihre Tür war jetzt halb geöffnet, aber dahinter war nicht das Innere einer Uhr zu erkennen, sondern eine zweite, niedrigere Tür, die in einen angrenzenden Raum führte.

»Was ist das« fragte ich.

»Die... die Geheimbibliothek deines Vaters«, antwortete Howard zögernd. »Jedenfalls glaube ich es.«

»Du glaubst es?« wiederholte ich betont.

»Ich war niemals dort«, sagte Howard.

»Moment! Ich denke, Rowlf und du wart dort drüben?«

Howard lächelte flüchtig. »Du hast mich falsch verstanden, Junge«, sagte er. »Ich habe auf die Uhr gezeigt, nicht auf die Tür in ihrer Rückwand. Sie ist nur eine Tarnung. Rowlf und ich waren bis vor fünf Minuten in Arkham.«

»Und es wäre auch besser gewesen, wenn Sie dort geblieben wären«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Howard, Rowlf und ich fuhren in einer einzigen Bewegung herum. Die Zimmertür war lautlos aufgegangen, und unter dem Durchgang waren

zwei Männer erschienen.

Howard und Dr. Gray.

Rowlf knurrte und spannte sich zum Sprung, aber in den Händen des zweiten – falschen – Howard erschien plötzlich eine kleine, doppelläufige Pistole. Der Hahn knackte hörbar.

»Ich würde das nicht tun, Rowlf«, sagte er mit einem bösen Lächeln. Rowlf erstarrte mitten in der Bewegung, und die beiden Doppelgänger Howards und Dr. Grays kamen langsam näher.

»Was bedeutet das?« fragte ich verwirrt.

»Wissen Sie das wirklich nicht, Sie junger Narr?« fragte der falsche Howard kalt.

Ich starrte ihn an, schluckte ein paarmal, um den bitteren Geschmack loszuwerden, der mir plötzlich auf der Zunge lag, und nickte schließlich.

»Doch. Du… – Sie – haben sich ja genug Mühe gegeben.«

Howard – der echte Howard – blickte mich verständnislos an. »Genug Mühe?«

Ich lachte, sehr leise und sehr bitter. »Das Buch, Howard. Das NECRONOMICON. Sie wollen das Buch.«

»Dann gehören Sie zu den gleichen, die die Universität in Arkham überfallen haben?« fragte Howard. Ich fuhr zusammen und sah erst ihn und dann seinen Doppelgänger irritiert an.

»Das ist wahr?« fragte ich.

Der Howard-Doppelgänger nickte grimmig. »Beinahe. Ich hasse es, zu lügen, Craven, und ich tue es nur, wenn es unumgänglich nötig ist. Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt: die Universität wurde von unseren Verbündeten – unseren ehemaligen Verbündeten – überfallen. Von der Bruderschaft der Hexer. Auch, was Ihren Freund Shannon angeht, hat sich alles genauso abgespielt, wie ich es Ihnen erzählt habe. Und Rowlf wäre an seinen Verletzungen gestorben, wenn ihm Howard nicht beigestanden hätte. Aber während der echte Howard sofort nach Arkham ›reiste‹, als er das Telegramm erhielt, habe ich hier seine Rolle übernommen.« Er lachte böse. »Das NECRONOMICON ist viel zu wichtig, um es in den Händen eines solchen Narren zu lassen, wie Sie

es sind, Craven. Ich wollte es ohne Blutvergießen bekommen, aber wenn Sie mich zwingen, werde ich Gewalt anwenden.«

»Ohne Blutvergießen?« Beinahe hätte ich gelacht. »Haben Sie deshalb ein paarmal versucht, mich umbringen zu lassen? Die Sache mit dem Kronleuchter, der Türe, der Kellertreppe!«

Der Mann schüttelte heftig den Kopf. »Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nichts mit diesen sonderbaren Vorfällen zu tun hatte, Craven.«

»Was für Vorfälle?« fragte Howard scharf.

Ich zögerte einen Moment, sah seinen Doppelgänger fragend an und erzählte Howard schließlich in wenigen Sätzen von den sonderbaren Zwischenfällen im Haus.

Howard hörte schweigend zu, aber der Ausdruck von Sorge auf seinem Gesicht wuchs mit jedem Wort, das er hörte. Als ich fertig war, schüttelte er ein paarmal hintereinander den Kopf, sah seinen Doppelgänger an und lächelte auf seltsam spöttische Art.

»Sie sind ein Narr, Mister wer immer Sie sind«, sagte er schließlich.

Sein Doppelgänger starrte ihn verwirrt an. »Was meinen Sie damit?«

»Warum, glauben Sie, bin ich so rasch zurückgekehrt?« fuhr Howard fort. »Warum ich ein zweites Mal das Risiko eingegangen bin, das Tor zu benutzen? Ich wollte Robert noch in Southampton abfangen und ihn warnen. Aber nicht vor ihnen. Der Mann, der versucht hat, Robert umzubringen, und der, den sie am Nachmittag getroffen haben, gehörten zu Necron. Und ich fürchte, er ist selbst hier. Ich weiß nicht, ob es Ihnen gefallen würde, mit ihm zusammenzutreffen. Ihre beiden... nennen wir sie Interessengruppen, sind nicht sonderlich gut aufeinander zu sprechen, habe ich gehört.«

Sein Doppelgänger zitterte vor Wut. »Sie wissen eine Menge, Lovecraft«, schnappte er.

»Auf jeden Fall mehr als Sie«, gab Howard gelassen zurück. »Sie scheinen sich ein bißchen mit Magie auszukennen, denn sonst wäre es Ihnen kaum gelungen, Robert zu täuschen und in dieses Haus einzudringen, aber leider sind Sie nicht gut genug. Sonst hätten Sie gespürt, daß dieses Haus alles andere als ein normales Haus ist.«

Der andere schien für einen Moment verwirrt. »Was wollen Sie damit sagen, Lovecraft?« fragte er.

Howard lächelte. »Dieses Haus hat Roderick Andara gehört«, sagte er. »Roberts Vater. Er war ein Magier wie sein Sohn, haben Sie das vergessen? Das Haus spürt ganz genau, daß sein rechtmäßiger Besitzer wieder hier ist. Die Angriffe galten Ihnen, nicht Robert.«

Der Doppelgänger blickte ihn einen Moment erschrocken an, dann gab er sich einen sichtlichen Ruck und faßte seine Waffe fester. »Möglich«, sagte er. »Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ich will das Buch. Wenn Sie mich dazu zwingen, werde ich Gewalt anwenden, um es zu bekommen. Necrons Hiersein ändert nichts an meinem Entschluß; im Gegenteil. Es ist ein Grund mehr, den Band in meinen Besitz zu bringen.«

»Idiot«, sagte Howard freundlich.

In den Augen des anderen blitzte es auf, aber Howards Lächeln wurde eher noch breiter.

»Glauben Sie wirklich, wir würden das NECRONOMICON einfach so mit uns herumschleppen?« fragte er.

»Mister Craven wird so freundlich sein, uns zu seinem Versteck zu führen.«

»Den Teufel werde ich tun«, versetzte ich.

»Wenn nicht«, fuhr der Mann fort, »sehe ich mich leider gezwungen, zuerst Rowlf und dann Mister Lovecraft zu erschießen, Robert. Und wenn das noch nicht ausreichen sollte, Ihre kleine Freundin oben unter dem Dach.«

Seine Worte ließen eine Welle heißer, mörderischer Wut in mir aufsteigen. Ich ballte die Fäuste und machte einen Schritt auf ihn zu, aber Howard riß mich im letzten Augenblick zurück.

»Laß das, Robert«, sagte er ruhig. »Er meint es ernst.«

»Glauben Sie ihm lieber, Robert«, fügte sein Doppelgänger schneidend hinzu. »Ich hasse es, jemanden unter Druck setzen zu müssen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich das Buch bekommen werde.« Er lächelte dünn, hob die Waffe und richtete ihre beiden Läufe auf Rowlf. »Nun?«

»Selbst, wenn ich es Ihnen sagen würde, würde es Ihnen nichts nutzen«, sagte ich hastig und nur, um Zeit zu gewinnen. »Es ist… geschützt. Es würde sie töten, wenn Sie versuchten, es zu berühren.«

Der Mann lachte häßlich. »Vielleicht lassen Sie das unsere Sorge sein, Craven«, sagte er. »Also?«

Im gleichen Moment erbebte das Haus wie unter einem Schlag.

Es war keine Erschütterung wie ein Erdstoß oder der Hieb eines Orkanes, sondern ein trockener, unglaublich harter Stoß, der das Gebäude wie ein Hammerschlag traf und bis in die Grundfesten erschütterte.

Der Boden hob sich wie ein bockendes Pferd. Die Fensterscheiben explodierten und überschütteten den Raum mit einem Hagel kleiner scharfkantiger Geschosse. Die Decke barst, als einer der Balken brach und durch den Putz stieß. Ein gewaltiger, gezackter Riß spaltete die Südwand.

Und im gleichen Moment wurde die Tür aus den Angeln gerissen.

Ein widerliches, grünes Licht tauchte den Raum für Sekunden in grelle Helligkeit. Ich schrie und schlug die Hände vor meine Augen, aber der Glanz war so intensiv, daß ich trotzdem sah, wie Gray von der zerberstenden Tür getroffen und durch den Raum geschmettert wurde, Stühle und Tische dabei niederreißend, und wie er schließlich mit Wucht gegen die Wand neben dem Fenster prallte.

Rowlf sprang mit einem wütenden Knurren vor, packte den Howard-Doppelgänger und schlug ihn nieder.

Als das Licht erlosch, sah ich die Gestalt. Sie kam mir wie eine jener umrißlosen Bestien vor, die uns manchmal in Fieberträumen heimsuchen: groß, bizarr verzerrt und mit stampfenden, plumpen Elefantenbeinen, einem alptraumhaften Kopf und peitschenden Tentakeln anstelle von Armen; dann zerfloß sie und wurde für Sekunden zu einer Karikatur menschlichen Lebens, ein Ding mit noch immer zu vielen Armen und peitschenden dünnen Fühlern.

Dann verwandelte sie sich abermals, und ich erkannte sie.

»Priscylla!«

Es war Priscylla – und auch wieder nicht, denn sie hatte sich auf fürchterliche Weise verändert!

Sie trug ein weißes, seidenes Nachthemd, aber der Stoff war mit Blut besudelt. Ihr Gesicht flammte, und in ihren Augen brannte ein unheimliches, verzehrendes Feuer.

Langsam, mit stockenden, taumelnden Schritten, als hätte sie kaum mehr die Kraft, sich auf den Beinen zu halten, kam sie auf mich zu und streckte dabei die Arme aus. Ihre Hände waren verkrümmt wie Krallen. Die Lippen öffneten sich wie zu einem Schrei, aber alles, was sie hervorbekam, war ein gräßliches Keuchen. Ihre Fingernägel wuchsen, wurden zu Dolchen, und ihre Arme breiteten sich zu einer tödlichen Umarmung aus.

Etwas traf meine Schulter und schleuderte mich zu Boden. Priscyllas Hände schlossen sich mit einem sonderbaren, metallisch-schnappenden Laut, genau dort, wo meine Kehle gewesen wäre.

Und trotzdem sprang ich, wie von einem fremden Willen beseelt, sofort wieder auf die Füße und versuchte zu Priscylla zu gelangen.

Rowlf sprang mich ein zweites Mal an und riß mich zurück, und diesmal spürte ich die ganze ungeheure Kraft seiner gewaltigen Hände. Ich versuchte seinen Griff zu sprengen, aber seine Pranken hielten mich wie Fesseln. Priscylla kreischte. Ihre Hände vollführten sinnlose, wirbelnde Bewegungen.

»Das ist nicht Priscylla, Robert!« brüllte Howard. »Denk an Arkham! Es ist ein Shoggote! Sie versuchen es wieder!«

Priscyllas Augen loderten.

Und dann begann sie sich zu verändern, langsam, aber auf fürchterliche Weise. Langsam zogen sich ihre Lippen zu einem gemeinen, wölfischen Grinsen zurück, und ich sah, daß ihre Zähne plötzlich lang und spitz und nach hinten gebogen waren.

Ein heller, knisternder Laut erscholl. Irgend etwas Unsichtbares huschte an mir vorüber und traf Rowlfs Körper wie ein Hammerschlag. Seine Hände lösten sich von meinen Schultern. Mit einem Seufzen sank er hintenüber und blieb reglos liegen. Auch Howard stürzte getroffen zu Boden.

Aber sein Schrei hatte den Bann gebrochen, und plötzlich wußte ich, welchem Wesen ich wirklich gegenüberstand – einem Shoggoten. Einem Shoggoten wie dem, der mich schon einmal in Priscyllas Gestalt angegriffen hatte, in der Gestalt des Menschen, den ich am meisten liebte und dessen Anblick mich am meisten treffen mußte. Und endlich sah ich ihn, wie er wirklich war: eine furchtbare Persiflage Priscyllas; größer, knochiger, mit zerfurchter brauner Pergamenthaut, übersät von Warzen und Pusteln, aus denen schwarze Borsten wuchsen. Die Hände waren gewaltige Fänge, die mich zerreißen

würden, und in den Augen flammte eine Bosheit, die nicht von dieser Welt war.

»Du wirst sterben, Craven«, sagte sie. Ihre Stimme hatte jede Ähnlichkeit mit der eines Menschen verloren – ein heiseres Krächzen, als hätte sie eine Kehle aus Stein – und für einen Moment glaubte ich durch ihren Körper hindurch einen zweiten, aufgedunsenen Leib zu erkennen, das Bild des Shoggoten, wie er wirklich aussah: gigantisch, mit stampfenden Säulenbeinen, Augen wie Blut und peitschenden, schleimigen Tentakeln, übersät mit Dornen und Saugnäpfen. Dann verschmolzen die beiden Bilder zu einem neuen, grauenerregenden Wesen, einem Ding, das jeder Beschreibung spottete.

»Du wirst sterben, Craven«, keuchte das Ding. »Du bist der letzte Erbe des Hexers, und du wirst sterben und den Weg freimachen für die wahren Herren. Ich töte dich!« Das Ding kicherte. Die Schrunden und Runzeln in seiner Haut wurden tiefer, und plötzlich zuckte etwas wie ein schwarzer, öliger Nervenfaden über sein Gesicht, zog eine glitzernde Schleimspur über die Wange und verschwand in seinem Mund.

Mit einem entsetzten Keuchen wich ich vor der näherkommenden Alptraumgestalt zurück. Das Ding folgte mir, mit schleppenden, schwerfälligen Schritten, unablässig vor sich hin kichernd und fürchterliche Laute ausstoßend. Ich sah, daß sich seine Füße in Drachenklauen verwandelt hatten. Der Teppich begann zu schwelen, wo es ihn berührte.

»Robert!« Howards Stöhnen drang wie durch Watte an meine Sinne. Er wollte aufstehen, aber seine Beine gaben unter dem Gewicht seines Körpers nach. »Das Tor...«, keuchte er. »Flieh. Benutze... das Tor...«

Noch einmal sammelte er alle Kräfte. Seine Hand vollführte eine rasche, ausholende Bewegung. Etwas Dunkles, Schlankes flog auf mich zu. Instinktiv griff ich danach, bekam es zu fassen und erkannte den Stockdegen, den ich vorhin am Kaminsims abgestellt hatte.

Die einzige Waffe, die einen Shoggoten zu töten imstande war!

Blitzschnell zog ich ihn aus seiner Fassung, die ihn wie einen gewöhnlichen Spazierstock aussehen ließ – und stieß ihn dem Priscylla-Shoggoten in die Brust.

Das Ungeheuer gab einen krächzenden, klagenden Laut von sich, taumelte einen halben Schritt zurück und griff sich mit seinen Klauen an die Brust. Ein neuer, dunkel glänzender Fleck erschien auf dem

weißen Nachtgewand; die schwarze, unheimliche Flüssigkeit, die im Leib dieser Protoplasma-Wesen pulsierte. Grauer, übelriechender Dampf quoll unter seinem Kleid hervor. Der Auflösungsprozeß hatte begonnen, und es gab keine Macht des Universums mehr, der ihn noch aufzuhalten imstande war.

Aber ich kannte diese Wesen zu gut, um nicht zu wissen, daß es noch immer gefährlich war. Es würde sterben – soweit etwas, das nie gelebt hatte, überhaupt sterben konnte – aber es war noch immer gefährlich.

Ein wütendes Knurren kam über die Lippen des Scheusals.

Mit tappenden, wankenden Schritten kam es wieder auf mich zu. Unter seinem Gewand brodelte und zischte es; eine Spur grauen, kochenden Schlammes blieb auf dem Teppich zurück, wo sich das schwarze Protoplasma seines Körpers wie unter der Einwirkung einer ätzenden Säure auflöste.

»Wir kriegen dich!« kicherte es. »Du wirst sterben, Robert Craven!«

»Das Tor!« keuchte Howard. »Flieh, Robert!«

Der Shoggote stieß ein krächzendes Brüllen aus und warf sich mit weit ausgebreiteten Tentakeln in meine Richtung.

Ich versuchte ihm auszuweichen, stolperte über Rowlfs reglosen Körper und schlug der Länge nach hin. Instinktiv umklammerte ich den Knauf des Stockdegens mit beiden Händen und stieß der heranstürmenden Kreatur die Waffe entgegen.

Selbst wenn der Shoggote die Gefahr bemerkte, so blieb ihm keine Zeit mehr, darauf zu reagieren. Sein eigener Schwung trug ihn vorwärts und stieß den Degen ein zweites Mal fast bis zum Heft in seine Brust

Der Aufprall riß mir die Waffe aus der Hand und betäubte mich fast. Wie durch einen wogenden Schleier sah ich, wie sich der Shoggote aufbäumte, mit beiden Pranken an die Brust griff und die Waffe mit einem einzigen, wütenden Ruck herausriß.

Der Degen flog im hohen Bogen davon und blieb zitternd wie ein Pfeil in der Holzvertäfelung neben der Standuhr stecken.

Der Shoggote taumelte, bereits halb aufgelöst. Die Verletzung machte ihn rasend vor Schmerz. Seine Hände verwandelten sich zu übergroßen Hummerscheren, die mit einem ekelhaften Geräusch nach

meinem Gesicht schnappten.

»Das Tor!« brüllte Howard zum dritten Mal. »Flieh, Robert!«

Die Scherenhände des Shoggoten zertrümmerten den Schreibtisch, hinter dem ich Deckung gesucht hatte. Ein einziger Hieb dieser Monster-Arme mußte mir die Knochen brechen, das wußte ich.

Ich mußte mir den Degen wieder holen! Nur damit konnte ich dem Shoggoten vielleicht noch lange genug Paroli bieten, bis er sich völlig aufgelöst hatte. Howard schrie noch immer, aber der Shoggote vollführte einen solchen Lärm, daß ich seine Worte nicht verstand.

Ich prallte gegen die Standuhr, wich einem weiteren Hieb des Monstrums aus und riß mit beiden Händen den Degen aus dem Holz.

Im gleichen Moment schloß sich der Arm des Shoggoten von hinten um meinen Hals.

Der Schmerz war unbeschreiblich. Die Luft wurde mir aus den Lungen gepreßt. Feuerringe tanzten vor meinen Augen. Blind vor Schmerz schlug ich mit dem Degen um mich, traf irgend etwas Weiches, Schwammiges.

Schwarzes Blut besudelte mein Gesicht, und plötzlich schleuderte mich das Wesen mit seiner ganzen Kraft von sich. Ich spürte, wie ich gegen die Uhr geworfen wurde und das morsche Holz barst, streckte instinktiv die Hände aus –

– und griff ins Leere.

Zwei, drei Sekunden vergingen, ehe ich merkte, daß irgend etwas nicht so war, wie es sein mußte.

Das Zimmer, Howard, Rowlf, der Shoggote, die Standuhr – das alles war verschwunden. Um mich herum war nichts als eine gigantische, vollkommen leere Ebene, über der sich Schwärze wie die Kuppel eines gewaltigen, wolken- und sternenlosen Himmels spannte. Die Ebene verschmolz irgendwo mit der Unendlichkeit; es gab weder sichtbare Unterbrechungen noch so etwas wie einen Horizont.

Es war nicht mehr die Welt, in der ich geboren war.

Aber es war eine Welt, die ich kannte.

Und endlich begriff ich, was Howard gemeint hatte, als er mir

zuschrie, das Tor zu benutzen.

Die Standuhr war keine Uhr, nicht einmal nur eine Geheimtür, sondern ein Tor in eine fremde Welt.

Ein Tunnel in eine Welt, die vor zweitausend Millionen Jahren untergegangen war, so wie die Wesen, die sie beherrscht hatten.

Die Welt der GROSSEN ALTEN.

* * *

Das Zimmer war dunkel, als Howard die Augen öffnete.

Ein schwerer Körper lag halb über ihm, und etwas Warmes, Klebriges lief über sein Gesicht. Blut...

Howard fuhr mit einem unterdrückten Aufschrei hoch, rollte den leblosen Körper des vermeintlichen Dr. Gray zur Seite und sah sich um. Wie lange war er ohne Bewußtsein gewesen?

Die Lampe war erloschen, und auch durch die zerborstenen Fenster sickerte nur wenig Licht. Aber die Beleuchtung reichte doch aus, ihn erkennen zu lassen, daß das Zimmer ein Bild der Verwüstung bot. Möbel und Bücherregale waren umgestürzt und zerbrochen, als wäre ein Wirbelsturm durch den Raum gefahren, hier und da glühten Teppich und Boden noch, und die Uhr...

Die Uhr!

Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, erinnerte sich Howard wieder. Mit einer abrupten Bewegung fuhr er hoch, stürmte auf die Uhr zu – und blieb stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Barriere geprallt.

Rings um die gewaltige Standuhr waren der Boden und die Wände geschwärzt, als wäre ein Blitz aus der Uhr gefahren und hätte das Holz verkohlt. Die Uhr selbst war unversehrt. Ihre Tür stand offen. Und dahinter...

Howard vermochte nicht zu sagen, was es war.

Schwärze, sicher, aber auch noch etwas anderes, etwas wie ein großes, wogendes, lebendes Ding, das sich der genauen Betrachtung auf unheimliche Weise immer wieder entzog.

Sekundenlang stand er reglos da, starrte das Unfaßbare an und preßte die Lippen aufeinander. Robert hatte das Tor durchschritten, und nicht einmal Gott wußte, wohin es ihn verschlagen hatte. Endlich löste er sich von dem Bild, stieg über die zerbrochenen Möbelstücke hinweg und riß den Mann mit einem wütenden Ruck mit seinem Gesicht vom Boden hoch.

Der Doppelgänger öffnete stöhnend die Augen und versuchte Howards Hand wegzuschieben. Howard schlug seinen Arm herunter und ballte drohend die Faust.

»So!« sagte er. »Und jetzt erzählen Sie mir alles, Freundchen. Wer sind Sie? Welche Rolle spielen Sie in diesem verdammten Spiel?«

»Ich... weiß nichts«, murmelte der andere schwach. »Ich habe nichts damit zu tun.«

»Gemsen mir, H. P.«, sagte Rowlf drohend. Howard sah auf und lächelte erleichtert, als er sah, daß Rowlf bereits wieder auf den Beinen und bis auf ein paar Kratzer wohl auch unverletzt geblieben war. Auf seinem breitflächigen Gesicht stand ein finster-entschlossener Ausdruck.

»Gemsen mir«, sagte er noch einmal. »Ich schlagem die Wahrheit schon aus'm Maul.«

Howard lächelte dünn. »Sie haben gehört, was Rowlf sagt«, sagte er. »Ich muß gestehen, daß ich ernsthaft versucht bin, Sie ihm zu überlassen. Vielleicht reden Sie dann.«

Der Mann erbleichte. Sein Blick suchte angstvoll Rowlfs Gesicht und begann zu flackern.

»Ich... weiß nichts«, sagte er hastig. »Ich sollte das Buch holen, im Auftrag von DeVries, meinem Herrn, aber ich habe keine Ahnung, woher dieses Monstrum kam.«

»Und Necron?« fragte Howard wütend. »Was ist mit seinen Drachenkriegern? Welche Rolle spielen sie?«

Sein Gefangener setzte zu einer Antwort an, sog dann aber nur erschrocken die Luft zwischen den Zähnen ein und starrte auf einen Punkt dicht hinter Howard.

»Warum fragen Sie sie nicht selbst?« sagte er leise.

Howard erstarrte.

Unter der zerborstenen Tür waren zwei hochgewachsene, schlanke Schatten erschienen. Männer in schwarzen, bis auf den Boden reichenden Mänteln, mit maskierten Gesichtern und langen, zweischneidig geschliffenen Schwertern in den Händen, auf deren Griffstücken ein goldener, feuerspeiender Drache prangte...

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Der Tod kam aus meinen eigenen Gedanken, aus meiner eigenen Seele!

Wäre es eine Kreatur der GROSSEN ALTEN gewesen, ich hätte mich wenigstens wehren können, doch welche Waffe gibt es gegen sich selbst? Immer wieder sah ich die Vision – *die Umrisse einer Tür, grün und leuchtend – sie schwingt auf und gibt den Blick frei auf eine Ebene, schwarz wie die Hölle und gewellt wie der finstere Boden eines blasphemischen Ozeans, besudelt von schrecklichen, unaussprechlichen Dingen, die seine Oberfläche durchbrechen – und eine Gestalt, ein Zerrbild allen Lebens, ein Bote vom Ende der Nacht! Er kommt näher... näher... näher...*

– und wenn er die Tür erreicht, das weiß ich,

werde ich sterben!

Bote vom Ende der Nacht